



Sebenunddreissigster Jahrgang.

2. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Justiz der Seele.

Roman

von

Anton Freiherr von Verschell.

(Fortsetzung.)

Der erste Schnee war gefallen in der Nacht, der Winter grinst zu allen Fenstern herein — der polnische Winter. Marciana fröstelte es, als sie des Morgens hinausblückte in die weiße Landschaft, über der grauer Nebel braute. Wenn einmal der Schnee Weg und Steg versperrt, sie nicht mehr in wilhem

Ritt alle bösen Gedanken verschleichen, Minosch nicht mehr jagen kann, wenn die langen, langen Winterabende kommen, wo man sein Herz pochen hört im stillen, gemüthlichen Kreis bei dem schläfrigen Lichte bis zum Zerpringen, und man über Oekonomie und Jagd, über Wetter und Nachbarn reden muß — dann kommt auch er — zu seiner Braut! — Nein! Das ist es eben. — Gestern sprach er das verhängnisvolle Wort, von dem Elenor sich heute noch nicht erholt. „Der Arzt verlangt entschieden, daß ich den Winter im Süden zubringe,“ sagte er, „es ist was nicht recht in Ordnung da drinnen.“ Dabei preßte er die Brust. — Elenor durfte laut weinen um seine kranke Brust — sie mußte gelassen scheinen, nur mütterlich besorgt, selbst dazu raten, dem Arzt zu folgen. Tausend Gefühle durchstürmten sie — Scham, Vorwurf, Freude und Schmerz trieben ihr das Blut in die Wangen, die sich

tief über ihre Stiderei beugte. Sie war schuldlos und doch eine Verräterin an diesem Kindeshaupt, das sich an Wladimirs Schulter lehnte, an dem Greisenhaupte neben ihr. Sie war erschüttert von dem opfermüthigen Ringen eines edlen Herzens mit unerforschlichen Gewalten, und doch wünschte sie seine Niederlage, sie hoffte auf die Standhaftigkeit seines Entschlusses, der einzig ihr Rettung schien, und zitterte doch davor. Und das alles, dieser ganze innere Aufruhr, den die Worte Wladimirs in ihr hervorriefen, galt am Ende nur dem bedrängten Vaterlande, das eine seiner besten Kräfte verlor, ihrer unbezwinglichen Angst, wenn der Freiheitssturm plötzlich losbräche, der schon die Wipfel schaukelte der polnischen Wälder, allein zu sein mit der großen Mission, die ihr zugeteilt schien. Das alles dachte Marciana an diesem düstern Morgen. Sie hüllte sich fester in ihren Morgenpelz und blickte in



Ohne Aussteuer. Gemälde von D. R. Knight. (S. 34.)

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Vornach und Paris (Vertreter: Hugo Großer in Leipzig).

Gedanken verloren auf die graue Dogge, auf deren mächtigem Kopf ihr Köpfchen ruhte. Plötzlich läutete sie. Eine Zofe erschien.

"Nicol soll die Matka füttern!" befahl sie, ohne aufzusehen.

"Es ist häßliches Wetter, Frau Gräfin," wandte schüchtern die Zofe ein.

Der kleine Fuß schlug heftig auf den Kopf der Dogge, daß sich das Tier am Boden schmiegte, ängstlich auf seine Herrin schielend.

"Ich will noch einmal zu Cyrill Bogdan," sagte sie. "Wer weiß, ob der Alte den Winter überlebt, und bis in einer Woche ist der Weg verschneit."

Elenor lag zu Bette, so konnte sie allein reiten. Es fing schon wieder an zu schneien; Matka kannte den Weg auswendig, das Dorf hindurch, das jetzt so sauber aussah unter der weißen Schneedecke, den Buchenwald entlang.

Marciana versank bei der einförmigen Bewegung des trabenden Pferdes, den langsam fallenden Flocken, der tiefen Stille um sie her in ihre alten Träume, bis sie das Rauschen des Mühlrades weckte. Matka hielt von selbst vor dem alten Cyrill, der, mit einem alten, kurzen Schafpelz bekleidet, eine Pelzmütze mit ehemals weißem Deckel auf dem struppigen Kopfe, herausgetreten war zum Empfang seiner Herrin. Sie sprang gewandt aus dem Sattel und entzog dem Alten die Hand, die er zum Kusse ergriß.

"Bring die Matka unter und komm in die Stube. Ich habe mit Dir zu reden," sagte sie.

Cyrill folgte dem Befehl. Sie trat in die niedere Stube, die, aus rohen Baumstämmen gefügt, neben dem Mühlraum lag. Alte Stiche, grellfarbige Bilder waren überall aufgeklebt, Kosciuszko bei Dubienka, der furchtbare Suwarow von den Flammen Pragas umleert, Sobiesky der Polenkönig! Unzählige Spinnen hatten ihre friedlichen Netze gesponnen über all den Greuel, über all die Größen, und der zu allen Fugen hereindringende Mehlstaub überzog alles mit einer feinen, weißen, friedlichen Decke. Die ganze altersschwache Hütte erzitterte von den Umdrehungen des Rades, während das Gellapper der Gänge jede Unterhaltung unmöglich machte.

"Lasse die Mühle stehen, Cyrill," befahl Marciana dem Eintretenden. "Ich habe mit Dir zu reden."

Das Rad stand ächzend, das Gellapper verstummte, nur die Musca brach sich rauschend an den Schaufeln.

"Cyrill," begann sie, indem sie sich, ohne auf den weißen Staub zu achten, neben ihn setzte, "siehst Du noch? Hörst Du noch?"

Der Alte sah sie zweifelnd an mit seinen trüben Augen. "Wie meinst Du das, Herrin? Vierundachtzig Winter zähle ich."

"Eben deswegen sollst Du sehen und hören. Verstehe mich recht. Hörst Du noch, wenn es sich geheimnisvoll regt an allen Orten, im Forst bei den Fällern, im Dorf bei den Bauern, auf den Märkten, wenn ein Wort von Mund zu Munde geht: Oycyzna!"

Des Alten Augen bekamen jetzt einen schillernden Glanz, er lächelte verschmüht.

"Siehst Du noch, wenn die jungen Männer von Gehöft zu Gehöft eilen und geheimnisvoll flüstern, sich die Hände drücken, wie helles Feuer aus ihren Augen sprüht? Wie man in der Stille der Nacht Waffen schmiedet und im Keller verbirgt, Versammlungen abhält; wie es sich überall zusammenzieht wie Gewitterwolken?"

Der Alte nickte verständnisinnig mit dem Kopfe und blinzelte verschmüht unter den buschigen grauen Augenbrauen hervor auf Marciana.

"Ich verstehe Dich, Herrin. O, das sehe und höre ich, verlaßt Euch darauf, ja noch mehr, ich fühl's in meinen alten Knochen wie das böse Wetter — ich und mein Rad! Ja, lacht nur, Herrin! Es ist doch so, ich und mein Rad! Wir sind ja zusammen angewachsen, es ächzt dann ganz eigen — ich kenne seine Sprache —"

"Und fühlst ihr jetzt nichts, Du und Dein Rad?" fragte gespannt Marciana.

Der Alte sah sie forschend, fast misstrauisch an. "Zu was die Frage, Herrin?"

Marciana wollte schon erwidern aufzubrechen, da bedachte sie noch zur rechten Zeit, daß damit bei Cyrill nur alles verdorben sei.

"Weil dann ein gewisser Mann nicht aus dem Lande darf, der dieser Tage fort will."

"Ein gewisser Mann?" Cyrill sah sie fragend an.

"Ein wichtiger Mann für die heilige Sache, die Seele des Aufstandes in unserer Landschaft, wenn es einmal gilt."

"Graf Wladimir Torkler!" stieß unwillkürlich Cyrill hervor.

Marciana erschrak. Cyrill mußte von ihm noch mehr wissen als sie, daß er sofort ihn nannte.

"Der will fort von Trepan? Jetzt? Der Wladimir? Von der Gräfin Elenor fort?"

Marciana fühlte einen Stich im Herzen.

"Verlaß Dich darauf, dieser Tage schon, nach dem Süden, er sei krank auf der Brust. Der Arzt hat es ihm empfohlen," erwiderte die Gräfin.

"Das darf er nicht — jetzt nicht." Cyrill ging sichtlich erregt auf und ab und kraute sich im Haar. "Wenn

es doch früher —" Mit einem Blick auf die Gräfin brach er ab. "Dieser verdammte Arzt! In den Süden? Er darf nicht fort!"

Marciana konnte ihre Freude kaum verbergen. "Deshalb bin ich hier, Du mußt es verhindern, ihm ausreden."

"Das will ich, Herrin. Er hält viel auf mich, der Graf, und für die Brust will ich ihm schon was geben, was ihn besser heilt als der Süden! — Ihr habt wohl Mitleid mit der jungen Gräfin, mit der Elenor, dem lieben Kinde!"

"Immer die Gräfin!" erwiderte aufstehend Marciana.

"Kann ich es denn nicht aus Interesse thun für unsere Sache, auch wenn ich ein Weib bin? Im Gegenteil, das sollst Du, Alter, doch schon erfahren haben — wir, wir Frauen sind die Erhalterinnen des heimlich glimmenden Feuers, das ihr in eurem Egoismus schon längst hätten verlöschen lassen. Doch das verstehst Du nicht! Halte ihn nur ab, zu reisen, und glaube, was Du willst — es soll Dein Schaden nicht sein. — Und noch etwas, Cyrill, sage ihm nicht —"

In diesem Augenblick wurden Schritte laut draußen in der Mühle, das Knurren eines Hundes. Marciana sah sich nach einem Versteck, einem Ausgang um. Es lag ihr alles daran, von niemand hier gesehen zu werden — da öffnete sich schon die Thüre — Wladimir trat ein, die Klinte am Rücken, im Jagdleid, gefolgt von einem Schweißhund. Auch er fuhr unwillkürlich zurück beim Anblick der Gräfin und dunkles Rot überzog seine bleichen Wangen. Dann begrüßten sie sich verlegen.

"War in der Nähe im Forst, da hörte ich plötzlich die Mühle nicht mehr rauschen; ich dachte, am Ende ist Dir etwas zugestoßen, Cyrill, und eilte hieher. — Ich dachte an alles eher, als Sie hier zu treffen, Gräfin Marciana. — Was steht die Mühle still? Der Frost wird bald genug von selbst sie stillstehen heißen," wandte er sich an Cyrill.

"Wegen Euch steht sie still, Graf," erwiderte, verstimmt lachend, der Alte.

"Wegen mir? Du bist verrückt! Was kümmert mich die Mühle?" entgegnete der Graf.

Cyrill schmunzelte auf Marciana hinüber, die ihm vergnüglich Zeichen machte.

"Ja, wegen Euch, Graf, weil es Euch auf der Brust schmerzt, steht sie still, und weil Ihr in den Süden wollt." Wladimir blickte ratlos auf Marciana.

"Und deshalb steht die Mühle still?"

"Sonst hätte ich ja die Herrin nicht verstanden, wie sie mir das erzählte — und um es mir zu erzählen, ist sie gekommen, nicht wahr, Herrin? — Ihr dürft aber nicht fort, Wladimir — jetzt nicht — man weiß nicht, was passieren kann in einigen Wochen — und dann, bedenkt doch — Gräfin Elenor — ich sag' Euch, ich habe einen Balsam für die Brust — kein Arzt weiß was davon. — Ich bin vierundachtzig geworden mit dem Balsam, Graf."

Cyrill schwachte nach Gewohnheit alter Leute immerfort in abgebrochenen Sätzen, ohne mit seinen halb erblindeten Augen die Wirkung zu bemerken, die diese Worte auf Wladimir und Marciana machten.

Ersterer sah jetzt mit einem durchdringenden, verätherischen Blick auf die ratlose, beschämt die Augen senkende Marciana.

"Ich glaube an Deinen Balsam für die Brust, Cyrill, von dem kein Arzt etwas weiß," begann er, ohne sein Auge von der Gräfin zu wenden, das einen unendlich wehmütigen Ausdruck gewann. "Und doch muß ich nach dem Süden, trotz Elenor und dem, was passieren könnte — nicht wahr, Gräfin Marciana. Sie wissen es am besten — ich muß fort."

Der alte Cyrill lachte schlau.

"Aber deshalb hat sie mir ja alles erzählt, damit ich mache, daß Ihr nicht fortgeht."

"Damit ich nicht fortgehe? Ist das wahr, Gräfin?"

"Ja, es ist wahr. Sie müssen nicht und dürfen nicht fort. Sie gehören nicht mehr sich allein, wenn Polen ruft," entgegnete, ihre Fassung wieder erlangend, Marciana.

"Es ruft aber nicht, jetzt nicht, Gräfin!"

"Es ruft, Wladimir!" Sie stand aufrecht vor ihm, voll Leidenschaft. "Frage Cyrill, frage Dich selbst!"

Der junge Mann blickte bebend auf das in seiner Begeisterung doppelt schöne Weib. Doch ließ er sich nicht fortreißen.

"Es ist Wahnsinn, Gräfin! Das ganze Getriebe ist Wahnsinn, ein Hirngespinnst einiger Emigranten, denen nichts geblieben als die uns angeborene Lust des Verschwendens. Er ist nicht reif, der Aufstand, ja, ich fürchte, er wird nie mehr reif werden. Zermalmen werden sie uns in wenigen Tagen, vereint zu unserer Vernichtung, und unser Schicksal wird noch unerträglicher werden. Gräfin Marciana, ich habe Nächte durchwacht in wilden Gedanken darüber, ich habe getrunken nach Glauben an die Möglichkeit einer Rettung Polens — umsonst! Wir müssen uns in unser Schicksal ergeben, das wir zum größten Teile wohl selbst verdient. Ein Aufstand jetzt — ich kenne alle seine Fäden — ist ein Verbrechen, ein unnütziges Blutvergießen! Graf Minosy hat ganz recht — ich will nichts zu thun haben damit."

Marciana konnte sich nicht fassen, sie griff sich nach der Stirne und sah den jungen Mann stier an. War das noch Wladimir, der vor kurzem vor nichts zurückgeschreckte, zu dem sie aufblickte wie zu einem Retter? Deshalb also war er so bleich, schmerzte ihn die Brust, deshalb mied er sie, deshalb wollte er fort in den Süden! Es kam ihr vor, als habe sie alles verloren in diesem Augenblick, als sitze sie allein, verlassen draußen in dem endlosen Schnee und erfriere. Diese bleichen Wangen, diese schmerzende Brust, dieses schneue, düstere Wesen galten — seinen zertrümmerten Jugendidealen, dem rettungslos verlorenen Polen! Sie sollte sich freuen darüber, daß sie nichts anderem galten, wie gefürchtet — sie sollte von neuem seinen Mut beleben, seinen Glauben aufrichten an die Zukunft — aber sie fühlte nichts in der Brust, nichts als einen ungeheuren Schmerz; der Gott, zu dem sie rief, war taub, Polen, "Oycyzna", das Zauberwort, leerer Schall! Die Maske fiel mit einem Schlag, mit der sie sich selbst getäuscht, und sie schauerte vor Scham, als blide sie herab auf ihren nackten, entblößten Leib.

Wladimir entging die furchtbare Wirkung seiner Worte nicht, er führte ihn absichtlich, den vernichtenden Streich mit der letzten Kraft der Verzweiflung vor dem gänzlichen Unterliegen.

"Graf Minosy hat einen gelehrigeren Schüler an Ihnen, Graf Wladimir, als ich dachte. Was vermag ein schwaches Frauenwort! Wenn es so steht, dann sage ich selbst, reisen Sie, Wladimir. Ich werde mich, wenn es nothut, an Cyrill halten," fügte sie spöttisch bei, "hörst Du, Cyrill?" rief sie ihm in das Ohr.

Der Alte verstand wenig von der Unterhaltung der beiden.

"Wie kamst Du vorhin auf den Namen Graf Wladimir Torkler, als ich von einem gewissen Manne sprach?"

"Wie ich darauf kam, Herrin? Hm, wie ich darauf kam?" Der Alte warf einen fragenden Blick auf Wladimir. "Ich wußt es eben!" sagte er vorsichtig.

"Du wußtest eben nichts, Alter," erwiderte Marciana.

"Dieser Graf Torkler will ja von der ganzen Sache nichts wissen — ja — am Ende — nimm Dich in acht, Cyrill!"

"Gräfin!" rief in verweisendem Tone Wladimir, daß sie erröthete.

"Nichts wissen will er — der Wladimir?" Der Alte deutete mit zitternder Hand auf den Grafen. "Das ist ja nicht möglich!" Er fuhr sich über die Stirne und blickte nachsinnend auf die Decke. "Wann war's doch — erst — keine Woche noch —"

Wladimir wurde unruhig und stand auf.

"Da wartet Ihr doch mit einem großen schwarzen Manne da, da in der Stube, er kam aus Galizien — so viel verstand ich — und ihr spracht sehr eifrig, und als er ging, schütteltet ihr euch die Hände — ihr küßt euch, glaube ich, sogar — und jetzt wollt Ihr nichts wissen?" Er schüttelte den Kopf.

"Dummes Geschwätz! Es handelte sich um einen Holzhandel," sagte unversich Wladimir.

Marciana läuschte gierig den Worten Cyrills.

"Ein Graf Torkler besiegelt einen Holzhandel mit einem Kuß?" bemerkte sie lächelnd. "Ist das Brauch in Trepan?"

"Weiß Gott, was dieser halbblinde Narr noch gesehen haben will! Und wenn er es gesehen hätte, wenn es sich um etwas anderes als um ein Holzgeschäft gehandelt hätte, wer sagt Ihnen, Gräfin, daß ich in einer Woche nicht zu einer besseren Ueberzeugung habe kommen können?"

"Das ist möglich, Graf, da haben Sie recht," entgegnete kühl Marciana. "Ich will Sie auch nicht davon abbringen von Ihrer besseren Ueberzeugung. Es ist spät geworden. — Leb wohl, Cyrill! Wenn Dir der Winter zu lang wird, komme nur nach Estrup. Es ist immer ein warmer Platz frei für Dich." Sie stand auf, um zu gehen.

Ein heftiger Schneesturm brauste durch den Wald, sie hatte ihn nicht gehört im eifrigen Gespräch; als sie jetzt zum Fenster hinausblickte, erschrak sie über die Veränderung, die in den paar Stunden draußen vor sich gegangen. Der Weg, den sie eben gekommen, war dicht verschneit, kaum mehr sichtbar. Heftiges Schneetreiben ließ keinen Schritt weit sehen und es dunkelte schon im Forst. Es war höchste Zeit zum Heimritt.

"Wir sehen Sie natürlich noch auf Estrup vor Ihrer Abreise nach dem Süden, Graf Wladimir? Es wird Cyrill wohl schwerlich gelingen, mit seinem Balsam durchzudringen, und am Ende haben Sie ja jetzt nichts mehr zu versäumen. Elenor werde ich trösten — es gilt ja die Gesundheit ihres Geliebten, für sie muß jede andere Rücksicht schweigen."

"Und doch kamen Sie hieher, Gräfin, um meine Abreise zu hindern?"

"Für Elenor, sage ich, muß jede andere Rücksicht schweigen, für Ihre Braut, nicht für mich. Mir steht das Vaterland höher als die Person."

"Ich verstehe Sie, Gräfin. Ich sollte nur Ihr Werkzeug sein; jetzt, nachdem ich Ihnen dazu nicht geeignet scheine, bin ich Ihnen nichts."

"Das sagen Sie, Graf, nicht ich. Auf Wiedersehen in Estrup."

Sie ging gegen die Thüre. Ein heftiger Windstoß brauste gegen die Hütte und machte sie erbeben.

„Ich darf Sie nicht allein nach Estrup reiten lassen in diesem Unwetter, Gräfin. Lassen Sie mich wenigstens noch diesmal Ihr Werkzeug sein und Sie glücklich nach Hause bringen.“

„Ich danke, Graf, für Ihr Anerbieten. Matka wird den Weg nicht verfehlen.“

Sie waren beide in den Schuppen gegangen, gefolgt von Cyrill, der die Stute herausbrachte. Das Unwetter schien jetzt erst recht losbrechen zu wollen, und die Nacht drohte rasch einzufallen.

Auch Cyrill warf besorgte Blicke auf den Weg.

„Ich lasse Sie nicht allein, es könnte Ihr Tod sein, Gräfin, wenn Sie sich verirren“, erklärte Wladimir, Matka an der Trense fassend und den verschneiten Weg entlang führend. Derselbe war jetzt wirklich nicht mehr zu erkennen, dabei sah man keinen Schritt weit bei dem treibenden Schnee.

Marciana konnte unmöglich die Hilfe des Grafen ablehnen und nahm sie schweigend an.

Cyrill küßte die kleine Hand.

„Lassen Sie ihn nur nicht fort, den Grafen“, sagte er, „es ist doch der rechte Mann. Ich weiß es — ich weiß es.“

Marciana lud ihn auf diese Worte nochmals ein, nach Estrup zu kommen.

Wladimir führte die zögernde Matka in den Wald. Lange schwiegen sie beide, hinter ihnen rauschte wieder das Mühlenrad Cyrills mit dem Sturm um die Wette.

Wladimir selbst, so gut er den Weg kannte, mußte sich anstrengen, von demselben nicht abzukommen, an einzelnen Stellen sank er bis über die Schenkel in Schneewehen; wo der Forst sich schloß, war es schon ganz dunkel. Marciana sprach kein Wort, sie konnte die Gestalt des Voranschreitenden kaum mehr erkennen. Sie fühlte den eisigen Sturm nicht, nicht die spitzen Schneekristalle, die er ihr in das erhitzte Angesicht trieb; es schien ihr eine angenehme Kühlung; sie fühlte sich unendlich wohl in dieser sie verhüllenden Dunkelheit, die ihr gestattete, ihr Auge unverwandt auf die dunklen Umrisse ihres Führers zu richten. Sie wiederholte sich jedes Wort, das in der Mühle gesprochen wurde, und kam zu dem bestimmten Resultate, daß Wladimir eine falsche Rolle gespielt ihr gegenüber; mit Frohlocken fühlte sie es plötzlich, warum er sie gespielt, sie lachte still vor sich hin, ihr Auge wurde feucht — denn eben kam ihr der Gedanke, daß er diese Rolle auch zu Ende spielen und abreißen werde, auf immer vielleicht. Sie dachte dabei nicht mehr an Polen und mußte sich Mühe geben, ihr Schluchzen zu verhalten.

Wladimir blieb stehen, um sich zu orientieren; man sah jetzt die Hand nicht mehr vor den Augen und der Wald sollte bald ein Ende nehmen; es war ein vom Winde geschüttelter Blau. — Er entzündete ein Streichholz, um die nächste Umgebung einen Augenblick zu beleuchten, es flammte gerade vor dem thränenvollen Antlitz Marcianas auf. Die Helle kam ihr unerwartet, sie stieß einen leisen Schrei aus.

„Warum weinen Sie, Gräfin?“ fragte Wladimir, tief bewegt von dem Anblick. „Weil Sie mich verachten müssen, nicht wahr?“

„Weil ich fühle, daß ich Ihnen nichts bin als ein Weib, dem man kein Vertrauen schenkt, deshalb weine ich“, entgegnete, sich fassend, die Gräfin.

„Wer sagt Ihnen das, Gräfin?“

„Die falsche Rolle, die Sie eben gespielt. — Wo zu?“

„Ja, wozu!“ entgegnete Wladimir. „Das werden Sie später erfahren, Gräfin — bald vielleicht! — Vorher verurteilen Sie mich nicht — und lassen Sie mich dieselbe zu Ende spielen.“ Klang es düster, „gleich morgen!“

„Morgen?“ Die Gräfin griff unwillkürlich nach seiner Hand. „Das ist nicht möglich, Sie können morgen nicht reiten. Das sähe ja einer Flucht gleich.“

„Und es ist eine Flucht, Marciana.“ Der junge Mann preßte die kleine Hand der Gräfin, daß diese laut aufschrie. „Und da Sie meine Rolle bis zu Ende so genau kennen, werden Sie nun auch begreifen, daß es rasch geschehen muß, ohne umzusehen — in einer finsternen Nacht wie diese — ohne Abschied — für immer!“

Erwas Heißes fiel auf die Hand der Gräfin, ein Funke in lang aufgeschauelten, aufspringender Flammen sehr süchtig harrenden Bündelstoff.

„Wladimir!“ schrie sie, gell den Sturm übertönend, „das können Sie nicht —“

Er ließ plötzlich ihre Hand los, sie fühlte, daß er einen Schritt zurückwich.

„Gott, was sprach ich? — Hören Sie nicht auf mich, Wladimir. — Unser Gespräch — die Nacht um mich — der Sturm! — Das alles macht mich wahnsinnig!“ flammte sie.

„Nicht wahnsinnig, hellsehend macht es Dich, Marciana, geliebtes Weib!“ frohlockte Wladimir, sie wild an sich pressend, daß sie fast vom Pferde glitt und vergebens sich sträubte. „Ja, ich kann es nicht, weil ich nur noch lebe in Deinem Anblick, in dem Tone Deiner Stimme — weil ich Dich liebe, Marciana, ja, liebe! — O, schaudere nicht in meinen Armen! — Ich allein sündige. Ich betrüge einen reinen, unschuldsvollen Engel um sein Glück mit diesem Worte, ich entehre meinen zweiten Vater, meinen Wohltäter. — Ich weiß alles! — Tausendmal habe ich's

mir vorgehalten. — Nur eine Minute lasse uns diese Bönne genießen, die mich verfolgt seit Wochen wie ein reißend Tier — nur eine Minute, Marciana! Der Sturm verweht ja gleich meine Worte und die Nacht verbirgt Dir die sündhafte Glut in meinen Augen — dann will ich wieder stumm Dein Pferd führen und von Estrup scheiden, ohne Wort, ohne Klage.“

Marciana sträubte sich nicht mehr, sie barg ihr Antlitz schluchzend an seiner Brust, ihr weiches Pelzwerk umschmiegte ihn wollüstig. Da machte Matka einen Seitensprung und sie sank willig aus dem Sattel in seine Arme. — Sturm und Schnee umtosten sie vergebens, für sie wehten Indiens balsamische Glutwinde, leuchteten tausend Sonnen. — Ein jammervoller Ton klang durch den Forst. Matka stutzte und schlug die Flanken — die beiden hörten nichts in sündhaftem Vergessen — da ertönt es noch einmal näher — jetzt erwachte Marciana wie aus einem Traum, sie klammerte sich angstvoll an Wladimir. Die Finsternis, das Heulen des Sturmes, durch welches in kurzen Abständen der unbegreifliche Schrei hindurchtönte, entsetzte sie im Bewußtsein ihrer Schuld. Auch Wladimir horchte atemlos, es war ein weiblicher Hilferuf, das war ihm klar. In seiner erregten Phantasie, seinem bösen Gewissen glaubte er die klagende Stimme Glenors zu erkennen und die Schauer des Rätselhaften, Geheimnisvollen ergriffen ihn. Nur einen Augenblick, dann schämte er sich seiner abergläubischen Feigheit, sehte die zitternde Marciana wieder auf das Pferd und ging mit demselben der Richtung des Rufes nach. Es war eine im Schneesturm Verirrte, nichts weiter, das war ihm jetzt klar. Marciana schwannte im Sattel und mußte sich festhalten. Er hatte sich selbst verirrt und erbeute innerlich bei dem Gedanken, die Nacht mit Marciana im Forst zu bringen zu müssen, in diesem Sturm der Natur und — ihrer Seelen! Vor allem galt es jetzt, dem Rufe zu folgen. Kaum war er einige Schritte vorwärts gegangen, aus der Vertiefung heraus, in der er sich befand, ertönte es fast dicht vor ihm. Es klang wie Beten, bald wie wilde Verwünschung. Marciana selbst murmelte ein Gebet. Vergebens strengte er seine Augen an, es war nichts zu erkennen. Er folgte immer dem Schalle, der jetzt plötzlich verstummte; gewiß hatte die Verunglückte die nahenden Schritte vernommen und laufte.

Wladimir machte wieder Feuer; kaum blühte das Streichholz auf, da ertönte ein markerschütternder Schrei dicht vor Matka, die sich entsetzt aufbäumte. Eine weibliche Gestalt richtete sich auf, mit ausgebreiteten Armen — das Licht beleuchtete nur das bleiche Antlitz Marcianas.

„Die Russalka!“ schrie die Gestalt auf.

Das Bündelholz erlosch.

„Alena!“ rief jetzt erstaunt Wladimir, der die Stimme erkannte, „Du bist es!“

Da ergriff eine eiserne Hand seinen Arm, zwei Augen leuchteten ihm entgegen wie die eines Luchses.

„Wladimir! Du?“ flüsterte eine heisere Stimme und eine gelbe Lache schlug an sein Ohr.

„Dank dem Himmel, Narrin, daß ich es bin, und lasse Dein klödes Lachen.“

„Wladimir!“ flüsterte sie, es klangen jetzt Thränen aus der Stimme. „Lieber wäre ich ertrunken heute nacht im Forst, als daß ich Dich hier träfe, mit — mit — mit Gräfin Marciana Minosky.“

„Die sich verirrt wie Du.“ fuhr, wütend über diese Bemerkung, Wladimir fort. „Was denkst Du denn schon wieder, alte, verkleumderte Kupplerin?“

„Lästere nur, Wladimir, Du bist der Graf. — Die Alena eine Kupplerin! Ja, wenn ich's wäre, bräutet ihr euch nicht hier zu treffen in Sturm und Wetter — daheim im warmen Stübchen. — Freue Dich, Wladimir, Deines Liebchens! — Habe keine Angst — ich wache schon, daß niemand kommt, die Glenor nicht und der Alte nicht — ganz unbesorgt, Väterchen! — So würde ich reden — aber ich rede nicht so.“ Ihre Stimme erhob sich drohend, den Sturm überschallend. „Gräfin Marciana, ehrvergessenes, pflichtvergessenes Weib, das einen edlen Mann betrügt, einem lieben, schuldlosen Kinde sein einziges Glück raubt, das meinem teuren Herrn mit bösem höllischem Gift den Sinn verwirrt. Hebe Dich hinweg, häßliche Djin, die auf nächtlichem Wege lauert, nach Herzblut lüstern!“

Der aufgehende Mond hatte die wilden, dahinjagenden Wolken einen Augenblick zerrissen und beleuchtete plötzlich Alena, die, den Arm drohend erhoben, wie eine Erscheinung vor beiden stand. Matka bäumte sich erschreckt auf, riß Wladimir die Zügel aus der Hand und stürmte mit der von den drohenden Worten Alenas ins Innerste getroffenen Marciana sinnlos davon durch den Wald und verschwand rasch dem entsetzt nachblickenden Wladimir aus den Augen.

„So verdirb, elende Hure!“ schrie er auf, die Alte, die ihn festhielt, von sich stoßend, daß sie ächzend in den Schnee sank, und sprang in eiligen Schritten der Entschwindenden nach. Bei dem jeden Augenblick wieder aufleuchtenden Mondlicht konnte er die Spur des Pferdes sehen; weit konnte sich ein Ritt nicht gehen, sie mußte gestürzt sein. Er stieß sich wund an den Baumstämmen und riß sich die Hände blutig am Geäst — der Atem versagte ihm vom wilden Laufen, wie das Geschrei eines Wahnsinnigen

schallte sein Ruf — „Marciana!“ — Keine Antwort. — Plötzlich ging der Forst zu Ende.

Er stutzte — ein fonderbares Schauspiel! — Rote Lichter bewegten sich auf den Feldern, verworrene Stimmen ertönten, im Hintergrunde erhob sich die schwarze Masse von Schloß Estrup gegen den bewölkten, jetzt matt beleuchteten Himmel.

Eine Ahnung zuckte in ihm auf und wie ein gehektes Wild sprang er über das Schneefeld, dem Lichte zu. Man bemerkte ihn noch nicht. Er blieb einen Augenblick stehen, die Brust drohte ihm zu zerpringen. Von einem Lichte grell beschienen, bemerkte er ein sich bäumendes Pferd, von zwei Männern gehalten — Matka! Die anderen Lichter bildeten jetzt einen Kreis; die Haare standen ihm zu Berge.

Mitten hinein sprang er in den beleuchteten Kreis, bleich, blutig, ohne Mühe, mit flatternden Haaren, die Kleider zerfetzt, wie ein Wahnsinniger. Alles wich ihm entsetzt aus. Am Boden, blutüberströmt, halb aufgerichtet in den Armen eines Mannes, der ihr eine Flüssigkeit einflößte, sah Marciana! Eine Laterne beleuchtete grell das abschafte Gesicht — er beugte sich über den Mann, leuchtend — Marciana stiert ihn mit gläsernen Augen an. „Wladimir!“ schrie sie dann plötzlich auf, die Arme nach ihm ausstreckend, und sank leblos zurück. Der Mann, in dessen Armen sie ruhte, wandte sich um — es war Graf Minosky, der alle Leute aufgeboten, die Gräfin, deren beängstigendes Ausbleiben er selbst, spät aus der nächsten Kreisstadt heimkehrend, erst erfahren, aufzusuchen. Er fand sie ohnmächtig auf den Feldern vor Estrup, neben ihr Matka, die sie, an allen Gliedern zitternd, beschnupperte. Sie mußte wohl kurz zuvor ohnmächtig aus dem Sattel gestürzt sein.

Des Grafen Blick glitt die zerfetzte, abgehehte Gestalt Wladimirs hinab.

„Woher kommst Du?“ fragte er ihn mit lauerndem Blick.

„Von ihr, von Deiner Frau!“ leuchtete der halb Besinnungslose. „Aber was zögert ihr denn noch? Bringt sie doch in das Schloß! — Einen Arzt — holt einen Arzt!“ drängte er sich vor zu der Ohnmächtigen und wollte helfen, sie fortzutragen.

„Ueberlasse das mir, Wladimir!“ klang die Stimme Minoskys auffallend kalt. „Ich hoffe heut noch die näheren Umstände von Dir zu erfahren und erwarte Dich im Schloß.“

„Sind Sie der Alena nicht begegnet, Herr Graf?“ fragte Brandmann Wladimir.

„Die ist ja an dem ganzen Unglück schuld. Matka erschrak vor ihrem plötzlichen Erscheinen und ging durch“, erklärte Wladimir, der den forschenden Blick des Alten nicht aushielt.

„Sie war bei mir diesen Abend, die Alena“, fuhr Brandmann fort. „Sie wußte nichts davon, daß Gräfin Marciana in Trepan war.“

„War auch nicht in Trepan — trafen uns beim Cyrill — ganz zufällig — da brach das verdamnte Unwetter los. — Ich konnte sie doch nicht allein reiten lassen — alles wäre gut gegangen — wenn nicht diese Hure sich verirrt hätte“, brachte atemlos, stoßweise Wladimir hervor, mit Brandmann dem Schlosse zugehend.

„Beim Cyrill haben Sie sich zufällig getroffen? — Hm! — Wie sie Ihren Namen rief, als sie Sie erblickte — es war ein eigentümlicher Ton!“ sagte Brandmann.

„Sie rief ihn im Fieber. Was glaubt Ihr denn, vier Stunden herumirren in dem Wetter! Dann vom Pferde stürzen — eine Dame — die letzten Eindrücke vor dem Schwinden der Besinnung tauchen wieder auf beim Erwachen. Eine alte Geschichte, denke ich.“

„Die letzten Eindrücke — ja, ja — das ist eine alte Geschichte!“ sagte langsam, sinnend der Förster. — Sie waren beim Schlosse angekommen und trennten sich.

Wladimir hätte was darum gegeben, wenn er nach Trepan zu Fuß hätte gehen können. Es ging nicht, er mußte bleiben, wenn er nicht Aufsehen erregen wollte. — Wie dem Grafen in das Antlitz sehen nach dem, was geschehen? Er war misstrauisch, der Ausruf Marcianas, als sie ihn erblickte, hatte ihn dazu gemacht, er wird ihn um alles fragen. — Sollte er das? — Das ekelte ihn an. — Die Wahrheit sagen? Alles, alles dem väterlichen Freund offenbaren? — Er war edel, gut, welt erfahren — er wird verzeihen. — Ihm! — Ihr nie — und sein kurzes Glück ist doch zertrümmert, seines — und — noch eines — ein unendlich teureres — Glenors!

Er lehnte sich an die Brüstung der steinernen Treppe, die hinauf führte zum Speisesaal, und krampfte sich die Finger in die Brust vor verzweifelter Ratlosigkeit, wühlend dem Schmerze, verzehrender Selbstverachtung.

Oben ertönten Schritte im Korridor, es waren die des Grafen, er ging wohl nach dem Saale, ihn dort zu suchen. Mit einem lauten Aufstöhnen stieg er die Treppe hinauf.

Im Saale sah Graf Minosky, das graue Haupt sorgenvoll in die Hand gestützt. Als Wladimir eintrat, reichte er ihm mit einer freundschaftlichen, vertrauensvollen Miene, die Wladimir tief beschämte, die Hand. Er wagte es nicht, nach dem Befinden der Gräfin zu fragen, obwohl ihm diese Frage auf den Lippen brannte.

„Wie war die Sache? Erzähle!“ sagte er, ihm einen Stuhl reichend.

Wladimir erzählte wahrheitsgetreu ihre Begegnung bei Gyrill, wie er dann die Gräfin nicht allein reiten lassen

konnte bei dem Unwetter, wie er hierauf vom Wege abgekommen und die Nacht sie überfallen habe im Forst.

Der Graf blickte ihn unverwandt mit seinen großen blauen Augen an, an denen keine Wimper zuckte. Wladi-

mir hielt den Blick aus, bis er in seinem Bericht bei dem Hilferuf Alonas angekommen war — da stand plötzlich die ganze glühende Scene wieder lebendig vor ihm, aus der ihn ihr Ruf gerissen, trieb aufs neue das Blut ihm



Eile mit Weile. Gemälde von Eugen Stieler.

in die Wangen, raubte ihm die sichere Sprache — er stotterte — wurde unsicher — erging sich in Schmähungen der alten Alona, die seiner Stellung nicht entsprachen — der Blick Winstops wurde kleiner, strenger, er traf ihn wie ein Dolch.

„Ich danke Dir, Wladimir, für Deine Begleitung,“ sagte er, „ich werde künftighin dafür sorgen, daß Marciana vor solchen Unfällen bewahrt wird; sie ist zu unbesonnen, jeder Wunsch drängt in ihr mächtig zur Erfüllung, die ihr nicht annähernd die Befriedigung gewährt, die sie er-

wartet, und in keinem Verhältnis steht zu den Unannehmlichkeiten, die daraus erwachsen — Frauenart, Wladimir, die schon viel Unheil angerichtet. Ich warne Dich davor! Glenor war sehr besorgt, daß Du nicht kamst heute, sie erwartete Dich. — Was ich Dir sagen wollte



Jüeralitische Gachzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Originalzeichnung von G. Brang. (S. 42.)

— ich meine — ich dachte, Du kämst selbst darauf. Ich meine, Du sollst die Heirat beschleunigen, wenn auch Trepan nicht fertig ist, Elenor ist genugsam. Zu was dieses Hinwarten, diese ewige Unruhe? Auch Deine politische Ansicht wird gemäßigter werden, wenn Du einmal verheiratet bist.“

Er wußte alles, oder er ahnte es wenigstens, das war Wladimir klar. Ein Gefühl, das Ähnlichkeit mit Haß hatte, stieg in diesem Augenblick in ihm empor gegen den, den er geliebt und verehrt als einen Vater von Kindheit auf. Dieser Mann durchschaute sein Innerstes, seine Leidenschaft zu Marciana, sein verzweifelter Ringen, und dachte doch an nichts, als ihn, durch eine rasche Heirat mit seiner Tochter unschädlich zu machen; er wußte, daß der Himmel in Marcianas Armen nicht mehr sein war, er wollte ihn doch, wenn auch zertrümmert, wie ein Räuber genießen.

„Du selbst bist ja schuld daran, daß wir nicht schon längst verheiratet; es kommt Dir wohl schwer an, Dich von Elenor zu trennen, der Vorwurf ist ungerecht,“ entgegnete gereizt Wladimir.

„Ich mache Dir keine Vorwürfe. Die Sache liegt jetzt anders, Marciana wird mir Elenor ersetzen. Ich sage Dir, es liegt mir sehr viel daran, daß die Heirat bald, in nächster Zeit stattfindet.“

Wladimir sprach das letzte in fast drohendem Tone.

Der Gedanke, von Kindheit auf, durch geschickte Berechnung, künstlich auf dieses Verhältnis mit Elenor hingeführt worden zu sein, stieg jetzt zum erstenmal in Wladimir auf und ließ ihm seinen doppelten Verrat in mildem Licht erscheinen. Der Mann vor ihm war selbst an allem schuld, indem er die freie Entwicklung seiner Neigung hemmte, heimtückisch ihn in gefällige Bahnen lenkte. — Jetzt rächt sich einfach die mißhandelte, geknechtete Natur, rächt sich gerade an dem, der den Frevel an ihr begangen.

Diese Philosophie befreite seine Brust von dem Druck der Schuld, ließ ihm aber zugleich Graf Wladimir in gehässigem Lichte erscheinen.

„Schlafe darüber, Wladimir,“ fügte dieser etwas milder bei. „Ich muß nach der Gräfin sehen.“

Wladimir verließ das Gemach, ohne ihm die Hand zu reichen; das hatte er noch nie getan. Er ging zu Marciana, zur bleichen, blutigen, vielleicht sterbenden Marciana! Er sprach kein Wort über ihren Zustand, der Grausame, o, er wußte wohl, welche Qual er ihm antat! Wenn sie am Ende wieder „Wladimir“ rief, aus einer Ohnmacht erwachend, und er in seinem Zorne... — furchtbare Bilder erzeugte sein brennendes Gehirn.

Es hielt ihn nicht mehr im Saale, er ging hinaus auf den Korridor, wo die eisernen Wände von allen Wänden ihn höhnisch anblickten. Er stieg die Treppe hinauf — ganz leise — es brannte kein Licht — aus der Flügelthüre rechts stahl sich ein schmaler rötlicher Streif — er schlich sich hin und lauschte — er glaubte die Stimme des Grafen zu vernehmen, unterbrochen von leisen Weinen — sie klang weich, tröstend — er hätte sie lieber rauh, drohend gehört, dann, das fühlte er, wäre er hineingesprungen und hätte sie beschützt, er fühlte sich zu allem fähig, so wild pechte sein Blut! Zuletzt vernahm er nichts mehr als leises Geflüster — wie Liebesgeflüster klang es, wie geheimes Rosen — er kramte die Nägel in seine Stirne und heiße Thränen drangen zwischen seinen Fingern hindurch. Es ließ ihn nicht fort, er wollte den Grafen herauskommen sehen. Die Treppe dicht daneben führte in den zweiten Stock, nach einigen Stufen einen Absatz bildend, den das Wappentier mit dem Schilde schmückte. Hier verborg er sich, den fiebernden Blick bewegungslos auf den roten Lichtstreif gerichtet. Lange währte es, dann knarrte die Thüre. Wie Himmelsglanz strömte es heraus, er erblickte die weißen Spitzengardinen eines Bettes. Graf Wladimir trat heraus mit einem Licht, er sah erst aus, entsetzt, dann. Wladimir wühlte in seinen jetzt so alten, schlaffen Zügen — das war kein Liebesgeflüster, jauchzte es in ihm.

Das war eine unruhige Nacht auf Estrup; es war, als ob die wilde Flucht wüster, verworrener Träume aus den Gemächern hinausströmte und das Schloß umtoste, so heulte, ächzte und seufzte es um die alten Mauern, die bald in diesem Dunkel lagen, bald grell ausblitzten im Mondlicht, im Wechselspiel der vorüberziehenden Wolkenmassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ohne Aussteuer.

(Bild S. 29.)

„So weit der Herr die Willen kleidet
Und auch die jungen Raben weidet,
So weit ist mein Hab und Gut;
Trum wer mich will haben,
Der soll kommen und nach mir fragen
Mit vier Pferden vor dem Wagen.“

So sagt Elisabeth in Immermanns „Oberhof“, und ähnlich mögen die Gedanken der Feldarbeiterin sein, die hinter ihrem Grasbündel und ihrem Schubkarren stehend den lustigen Hochzeitszug auf dem weichen Wiesenspfad dem benachbarten Dorf entgegenwandeln sieht. Der Wind, der ihr in den krausen kurzen Stirnhaaren spielt, trägt die lustigen Klänge der Spielleute,

der hüpfenden jugendlichen Musikanten und der bedächtig einhergehenden Tonmeister herüber. Die Worte, die das Brautpaar mit einander wechselt, und was sich die anderen Paare, die dem Brautpaar das Geleite geben, mit scherzendem Stichern zuflüstern, das vernimmt sie nicht, aber sie kann sich's wohl denken, daß dort drüben im Reigen heute noch viel gelacht, viel Angenehmes geplaudert, vielleicht auch diese oder jene Tagesneuigkeit etwas boshaft durchgehustet wird. Sie steht da und mustert die modischen Anzüge der Damen, die im Zuge schreiten. Denen drüben scheint es an nichts zu fehlen, was das Dasein angenehm und heiter machen kann, und das Brautpaar wandelt wohl auch auf seinem künftigen Lebenswege wie auf Rosen dahin. Auf lauter Rosen ohne Dornen — wer weiß?

Ihr ist der Frühling des Lebens dahingegangen, sie trägt die Last und Hitze des Tages. Das hohe Gras, durch das ihre Sichel gefahren ist, mahnt an des Herbstes Beginn. Sie hat wohl auch schon im Kreise ländlicher Gespielinnen eine Hochzeit mitgefeiert, aber es ist schon ziemlich lange her; die einen von den Gespielinnen sind — versorgt, die anderen sind von dammen gezogen. Sie darf nicht an Spiel und Tanz denken, sondern mit ihrer Hände Arbeit muß sie ihr Brot verdienen von Tag zu Tag. Die Tage werden zu Wochen und die Wochen werden zu Jahren. Ihr ist noch kein Freier gemahnt, der sie gefragt hätte, ob sie an keinem Ort mit ihm und für ihn arbeiten, schalten und walten wolle. Es kommt wohl auch keiner mehr, denn sie ist arm, sie ist — ohne Aussteuer.

Unsere Zeit ist eine Zeit der sozialen Fragen. Im Palast, wie in der Hütte sinnt man und grübelt man über dem Rätsel, wie dem schneidenden Gegenfah, den die Menschheit mit reich und arm zu bezeichnen pflegen, seine Schärfe, sein Stachel genommen werden könne. Ein Zug von der Herbigkeit dieser sozialen Frage hat sich, wie zuweilen ein Wollenschatten über arane Matten fliegt, in die Dystole hineingekohlen, die uns der talentvolle Raker Knight vor Augen stellt.

Ohne Aussteuer — es liegt eine Bitterkeit in diesem Worte. Aber die sehnigen Arme, mit denen die kräftige Gestalt den Grasbündel emporrafft, sind sie nicht auch eine Aussteuer? Und der das Gras auf dem Feld also fleidet, daß Salomos Herrlichkeit daneben erbliche, sollte der wirklich ein einziges seiner Menschenfinder leer ausgehen lassen? Ohne Aussteuer? Es ist das Schlimmste nicht. Ohne Glauben — ohne Ideale — ohne die Gewißheit, daß wir besser sind als das Gras auf dem Felde — das wäre ein Jammer.

Das Bruderschaftstrinken.

Kulturgegeschichtliche Skizze

von

E. Sieglar.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Des Menschen erste Lehrmeisterin ist das Beispiel, mit der Nachahmung beginnt er sein Vermen. Doch überträgt diese Lehre nur das bloße Handeln auf das werdende Geschlecht, nicht aber die Beweggründe und Veranlassungen zum Handeln; und sie überliefert die Gewohnheiten des Handelns auch dann noch, wenn die Anlässe dazu weggefallen und die Motive andere geworden sind. Darauf beruht die Zählebigkeit des Volksbrauchs, welcher nicht nur das Bedürfnis überlebt, dem er kein Dasein verdankt, sondern auch die Erinnerung an seinen Ursprung. Man übt den Brauch, weil er herkömmlich ist, ohne zu fragen, warum er herkömmlich wurde. So erben sich nicht nur Gebräuche und Rechte wie eine ewige Krankheit fort, sondern auch die Gebräuche im Leben der Völker. Im Lichte des späteren Zeitalters gesehen, erscheinen uns dann viele unbegreiflich, viele thöricht und unsinnig, während sie doch notwendige Folgen von früheren Anschauungen der Volksseele sind und im Lichte derselben nicht nur begründet, sondern auch berechtigt erscheinen.

Auf einer solchen Anschauung früherer Zeit beruht auch die Sitte des Bruderschaftstrunkes. Die übrigen Triebe, welche mit ihm der gleichen Wurzel entsprossen, sind längst abgestorben, das Bruderschaftstrinken wird nach wie vor geübt. Doch wohl nur äußerst wenige legen sich die Fragen vor: Wie kann ich durch den gemeinsamen Trunk der Bruder eines andern werden? Wie mag der Brauch wohl entstanden sein?

Im folgenden wollen wir diese Fragen zu beantworten versuchen, indem wir den Brauch durch die Stufen seiner geschichtlichen Entwicklung verfolgen.

Nach der physiologischen Ansicht der Völker auf niedriger Kulturstufe macht das Blut die Menschen verwandt, sind zwei Individuen Brüder, wenn das gleiche Blut in ihren Adern fließt. Die Sprache hat diese Anschauung in dem Begriffe „blutsverwandt“ festgehalten; noch bezeichnender ist das lateinische consanguineum = gleichen Blutes.

Einen andern Beweis dafür liefert die Tatsache des sogenannten Reffen- oder Oheimrechts, welches in ausgedehnter Weise noch heute an der Westküste Afrikas herrscht. Ist nämlich nach der leicht zu begreifenden Volksmeinung, deren Begründung hier nicht gegeben werden kann, das Blut des Kindes dem der Mutter gleich, so ergibt sich daraus, daß dessen nächster Verwandter nicht etwa der Vater ist, sondern der Bruder der Mutter, weil er mit dieser und darum auch mit den Kindern das gleiche Blut teilt. Bei einzelnen Stämmen Afrikas kommt darum dem mütterlichen Oheim sogar der Vatername zu, dessen sittliche Stellung er einnimmt. In Asien fand Adolf Bastian, daß auf den Leichenstätten die Malskine der Familienangehörigen um den des mütterlichen Oheims geordnet waren, welcher in der Mitte stand.

Auch in Deutschland bestand einst das Reffenrecht, wie sich aus vielen Spuren im Erbrecht unschwer erweisen läßt. Noch zu Tacitus' Zeit war die Werthung des Oheims vorhanden, wenn auch das Recht desselben bereits auf den Vater übergegangen war. „Die Schwesterstöhne“, berichtet Tacitus, „stehen dem Oheim so nah wie dem eigenen Vater. Manche sehen die Blutsverwandtschaft noch für heiliger und inniger an und dringen bei Abforderung von Geiseln besonders auf solche Kinder, als wären diese fürs Gewissen ein festeres und für die Familie ein

umfassenderes Band. Erben jedoch und Nachfolger sind nur die eigenen Kinder“ (Germania, Kap. 20).

Beruhet also die Bruderschaft auf der Einheit oder Gleichheit des Blutes, so gibt es offenbar nur einen Weg, der Bruder eines Fremden zu werden: die Bluteinheit muß künstlich hergestellt werden. Dies kann aber nur so geschehen, daß diejenigen, welche den Bruderbund schließen wollen, ihr Blut vermischen. So ergibt sich als roheste Form des Bundeschlusses der sogenannte Blutbund, wie er noch heute in Afrika eine wichtige Rolle spielt. Die Form dieses Bundeschlusses ist im einzelnen verschieden, im wesentlichen die, daß die beiden sich Verbrüdernden durch Hautschnitt sich Blut entziehen und wechselseitig trinken, womit bei einzelnen Stämmen noch der Namenstausch verbunden ist.

Auf diese Weise sind schon verschiedene Forschungsreisende Brüder von afrikanischen Häuptlingen geworden. Lieutenant Storms wurde der Bruder des Häuptlings Mpala am Tanganjika-See, indem sich beide mit der Lanzenspitze einen Einschnitt in die Brust machten und dann das Blut wechselseitig auf gerösteter Hühnerleber genossen. Ähnlich wurde Stanley der Bruder von Mirambo am Kongo.

In etwas feinerer Form tritt bei dem Bundeschluss das Blut in einem Mischtrunk auf. So berichtet Thormölen von dem Bunde zweier Könige, von denen jeder das Blut seines Gegners trank, welches der Mediziner aus dessen Arme nahm und mit Wasser verdünnte. Karel Schulz wurde der Bruder des Königs Reimanntriss auf Madagaskar, indem sich beide die Haut auf der Brust ritzten und das mit Wasser gemischte Blut aus einem Köffel tranken.

Der Blutbund war aber auch asiatischen und europäischen Völkern bekannt. So bestand nach Tacitus der Brauch bei den armenisch-iberischen Stämmen des Kaukasus, deren Könige sich, wenn sie einen innigen Bund schließen wollten, die Fingerglieder unterbanden, durch einen Stich sich Blut entzogen und dieses gegenseitig tranken. Von den alten Eibernern berichtet Orvaldus: „Wenn sie Bündnisse schließen, dann trinkt ein jeder des andern zu diesem Zwecke absichtlich vergossene Blut.“ Und Herodot erzählt von den Skuthen: „Sie gießen in einen großen irdenen Pokal Wein, welchen sie mit dem Blute derer, die den Bund miteinander schließen, vermischen, indem sie sich mit dem Pfriemen ritzen oder mit einem Messer einen kleinen Einschnitt am Körper machen.“

Daß die alten Hebräer den Brauch kannten, ist mindestens sehr wahrscheinlich. Wenn 1. Samuelis 18, 1 erzählt wird, es habe sich die Seele Jonathans mit der Seele Davids verbunden, so ist die Annahme durchaus nicht unwahrscheinlich, daß dies in der Form des Blutbundes geschehen. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß das Blut als Sitz der Seele galt und häufig letzterer gleichgestellt wurde. Uebrigens erinnert sich Paulus Cassel, „wie noch in neuerer Zeit jüdische Brautpaare in Schlesien aus ihren Fingern Blut mischten“.

Ganz sicher bezeugt ist der Blutbund bei den alten Germanen. In der Edda findet sich ein Lied, in welchem Loki den Odin an den geschlossenen Bund erinnert:

Gedenkt dir, Odin,
Wie wir in Urzeiten
Das Blut mischten beide?
Du gelobtest, nimmer
Dich zu laßen mit Trant,
Wird' er uns beiden nicht gebracht.“

Das Buch der Nömerthaten (Gesta Romanorum) erzählt, wie ein Ritter den andern zum Bunde auffordert: „Ein jeder von uns wird aus seinem rechten Arm Blut fließen lassen; ich werde dann dein Blut trinken und du meines, damit keiner den andern weder im Glück noch im Unglück verlasse und was der eine von uns gewinnt, der andere zur Hälfte mitbesitze.“

Die nordischen Helten schloßen den Bruderbund, indem sie, wie die Ueberlieferung meldet, „Blut in die Fußspur rinnen“ ließen. Dabei traten die zu Verbindenden in eine kleine Grube und ließen das Blut, das sie jedenfalls den Füßen entzogen, in die Fußspur rinne, um es, wie man annehmen muß, in die Wunde einzureiben. Diese Form wird noch heute bei einigen afrikanischen Stämmen angewandt, welche das der Wunde des andern entströmende Blut mit einem Blatte auffangen und in die eigene Wunde reiben.

Das Band solcher Fosterbruderschaft umschloß viele der fähigen Wikinger, und viele ihrer fähigen Thaten mögen in erster Linie eine Frucht dieser Verbrüderung gewesen sein.

Auf höherer Kulturstufe muß nun aber der Genuß des Blutes als eine Nothwendigkeit erscheinen und so wird allmählich das Blut dem Weine oder Wasser in immer kleineren Theilen beigemischt und zuletzt durch diese völlig ersetzt. Auf dieser Stufe begegnen wir der Sitte bei den Griechen. Als die Trojer und Achäer einen Bund schließen wollten, „vermischte man im Krüge den Wein“.

So trinken noch heute die jehischen Brautleute aus einem Glase roten Wein. In Deutschland ist dann auch noch die Mischung fortgefallen und das gemeinsame Gefäß wird gleichsam symbolisch hergestellt durch das Umschlingen der Arme und das „Anstoßen“ mit den Gläsern. Ähnlich sind die Gläser, aus denen die chinesischen Brautleute trinken, durch einen roten Faden verbunden.

Es folgt also auf den Bluttrunk der Mischtrunk, und auf diesen der reine Wein- oder Biertrunk, der dann natürlich zum seelenlosen Brauch herabsinkt.

Die Eröffnung des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II.

(Bild S. 36.)

Wie einst zu den Zeiten des alten deutschen Reiches sich die Landesfürsten um den Kaiser scharten, wenn er die Krone aufs Haupt setzte und das erste Wort an seine Getreuen richtete, so umgaben die Könige und Fürsten den jugendlichen dritten Kaiser des neuen deutschen Reiches, als er am 25. Juni mit kräftiger Hand das Scepter ergriff und der gesamten zivilisierten Welt verkündete, daß das kraftvolle und selbstbewusste neue deutsche Reich, wie es aus der Feuerprobe des letzten großen Krieges

hervorgegangen, ein Reich des Friedens ist, eine zuverlässige Bürgschaft der europäischen Ruhe, wohl im Stande, diesen Frieden mit voller Kraft gegen jedermann zu schützen und zu wahren.

Durch die Anwesenheit der deutschen Fürsten war der Glanz der Feier wesentlich erhöht, und der Weiße Saal des alten Berliner Schlosses, die Stätte der Thronreden und Parlamentsöffnungen, hat wohl seit siebenzehn Jahren, seit jener ersten Reichstagsöffnung am 21. März 1871, welche der Kaiserproklamation von Versailles folgte, nicht mehr eine derartige Prachtentfaltung gesehen.

Der Weiße Saal war in Trauer gehüllt, Festons von schwarzem Krepp zogen sich an den Arkaden hin, auf den mit Purpurammet besetzten Stufen des Thrones stand der Thronkessel, eine Arbeit aus der Zeit König Friedrichs I., in Form der antik-römischen Armlehne mit gekreuzten Beinen und niedriger Rückenlehne. Der Thron ist in ganz oxydirtem Silber getrieben und mit stark vergoldeten Knäulen verziert, seine Füße endigen in Adlerkrallen, welche goldene Kugeln umspannen. Ueberwölbt war der Thron von einem goldenen Baldachin mit eingewebten schwarzen Adlern, welcher sich in eine goldbrokatene Wandbelleidung fortsetzte. Schwarze und graue Flor, die den Baldachin und auch die silbernen Wandluchter umgaben, deuteten die Trauer um Kaiser Friedrich III., sowie die Halbtrauer um Kaiser Wilhelm I. an. Dicht neben dem Thron, zur Rechten des Kaisers, war eine Tribüne für die Kaiserin und die kaiserliche Familie errichtet.

Nach vorangegangenen Gottesdienst in der Schloßkapelle begann der weiße Saal sich zu füllen. An den Thüren hielten Garbes du Corps in Paradeuniform Wacht, mächtige, wie aus Erz gegossene Gestalten. Die Botschafter und Gesandten aller Großmächte und die Vertreter sämtlicher europäischen Staaten waren zur Stelle. An der Spitze der Generalität erschien der greise Feldmarschall Moltke. Die bis auf wenige Ausnahmen volle Zahl der Abgeordneten des Reiches in ihrem bürgerlichen Festkleide wurde von einer Phalanx bunter Uniformen umhüllt, welche der Versammlung ein lebhaftes Kolorit gaben. Bis in den Saal hinauf erscholl von der Straße her brausende Hurra-rufe, als der Reichskanzler Fürst Bismarck in den Schloßhof einführte. Bald darauf betrat der Bundesrat unter Führung des Reichskanzlers, welchem der bayerische Ministerpräsident Freiherr von Luz, der preussische Minister von Maybach und die übrigen Mitglieder, paarweise geordnet, folgten, den Saal und stellte sich am Fuße des Thrones, zur Linken des Kaisers, auf.

Auf die Meldung des Reichskanzlers, daß die Versammlung geordnet, setzte sich der kaiserliche Zug in Bewegung. Voran die Schloßgardecompagnie, dann die Hofpagen und Hofchargen, darauf die Paladine mit den Reichsinsignien, von denen General von Meerfeldt-Hüllesheim mit dem Reichsschwert und General-Feldmarschall Graf Blumenthal mit dem Reichspanier hinter dem Throne Aufstellung nahmen, endlich der Kaiser, ebenso wie die ihm folgenden regierenden Fürsten über der Uniform den langwallenden purpurnen Sammetmantel der Ritter des schwarzen Adlersordens mit eingesticktem Silberstern; ihm zur Seite der Prinzregent von Bayern und der König von Sachsen. Während der Kaiser langsam, doch festen Schrittes die Stufen des Thrones bestieg, brachte der Präsident des Reichstags, von Wedell-Viesdorf, ein Hoch auf den neuen Herrscher und die verbündeten Fürsten aus. Als das Hoch verklungen war, betrat Kaiserin Augusta Viktorin in tiefer Trauer die für sie bestimmte Tribüne. An ihrer Seite, in schwarzem Wams, mit feinem andern Kopfschmuck als dem feinen schönen lichtblonden Haars, der kleine Kronprinz Wilhelm, der in kindlicher Art die Versammlung durch Anliegen der Finger an das Köpfchen grüßte und dann, neben seiner erlauchten Mutter stehend, die Aermchen über die Brust der Kaiserin legte.

Das Antlitz des Kaisers spiegelte den Ernst des Augenblicks wider. Das Gesicht war etwas bleich, aber ruhig und ernst. Mit tiefer Verbeugung trat der Reichskanzler vor den Kaiser, der sich erhob und den Fürsten einen Schritt entgegenkam, und überreichte die mit schwarzem Band umgebene Thronrede. Jedes Ohr lauschte auf, als der Kaiser jetzt einen weiteren Schritt vortrat, das Haupt mit dem Helm bedeckte und mit voller, kühner Stimme und unter markiger Betonung die Thronrede verlas. Zu seiner Rechten standen die regierenden Fürsten, zunächst Prinzregent Luitpold und König Albert, unmittelbar zu seiner Linken Prinz Heinrich, Prinzregent Albrecht und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie.

Als der Kaiser die Rede beendet hatte, trat er dicht an den Rand des Thronpodiums, entblößte das Haupt wieder und blieb dort, ernst in die lebhaft bewegte Versammlung blickend, stehen. Fürst Bismarck näherte sich ihm, um die Urkunde der Thronrede wieder entgegenzunehmen. In diesem Augenblick ergriß der Kaiser die Rechte des Kanzlers und schüttelte sie wiederholt kräftig und sichtlich in tiefer Bewegung, der Kanzler aber neigte sich tief über die Hand seines neuen kaiserlichen Herrn. Nachdem Fürst Bismarck den Reichstag nunmehr für eröffnet erklärt hatte, stimmte der bayerische Ministerpräsident Freiherr von Luz ein dreimaliges Hoch auf den deutschen Kaiser an, und während dieses Hoch den Saal durchbrauste, verließ der Kaiser mit seinem Gefolge die Versammlung, aus der ein jeder das Bewußtsein mit sich forttrug, Zeuge eines weltgeschichtlichen Aktes gewesen zu sein, gleich bedeutungsvoll wie jener, der vor siebenzehn Jahren in denselben Räumen sich abspielte.

Sinnsprüche.

Alles Gute, das nicht auf moralisch gute Gesinnung gepflöpft ist, ist nichts als Schein und schimmerndes Gland.

Die Eifersucht entsteht aus der Liebe wie die Asche aus dem Feuer, um sie zu erlöchen.

Glücklich ist nicht, wer hat, was er wünscht, sondern wer nicht wünscht, was er nicht hat.

Albumblatt.

Im Sommer.

Durch des Korns enge Gassen
Langsam zieh' ich wohl einher,
Wenn die Aehren all' erbläuen
Von verborg' nem Segen schwer;
Und so wandle ich hin und sinne
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blane Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm;
Ach, inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen.

Julius Moser.

Die letzte Gletscherfahrt.

Erzählung

von

G. Merz.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Endlich war für Doktor Wilden ein langersehnter Augenblick herangekommen: seine Droschke hielt vor dem Bahnhofe; er gab seinem Diener, der ihm den Koffer nachtrug, die letzten Befehle und löste, kaum eine Minute vor der Abfahrt des Zuges, ein Billet nach Innsbruck. Urlaubreise! Vierwöchentliche Freiheit!

Er dachte es mit einem unbeschreiblichen Wohlgefühl, als er, behaglich in die Ecke des Coupés gedrückt, seine Cigarre anzündete und, die Karte auf dem Schoße, den Reiseplan entwarf, wozu er erst jetzt Zeit und Muße fand. Es war ihm eigentlich auch gleichgültig, wohin er wanderte. Sein Weg sollte ihn nur weit fortführen von aller Kultur und Stadtlust, von aller Verweichlichung und Zivilisation; recht tief hinein in die wilde, kraftstrobende Natur, wo nur stahlharte Menschen sich behaupten können, wo in der tiefen Einsamkeit der Felswände und Schneefelder alles menschliche Leben und mit ihm auch alles menschliche Leiden ein Ende hat. Winterslang hatten ihm nur schwere Sterbepfeiler, Schmerzensstöhnen, Fieberlaute, das Klüstern der barmherzigen Schwestern, das Weinen der Angehörigen im Ohr geklungen; winterslang hatte er den Nachtseiten des Daseins in das Antlitz geschaut. Nun lehrte er nach Hochlandsluft, nach dem Rauhen eines klaren Bergbaches, nach den nervenstärkenden Schauern der Gletschertwelt.

Um ganz frei und unbehindert zu wandern, schickte er seinen Koffer von Innsbruck voraus nach Sterzing und schritt in bequemem Ledeanzug, den Rückack über den Schultern, in der Abendkühle die schöne, erinnerungsreiche Brennerstraße empor, langsam, schauend und genießend, so daß es bereits dunkelte, als er Oberschönbach, sein erstes Wegziel, erreichte. Einige geistliche Herren saßen in der Ecke der behaglichen Gaststube beim Kartenspiel. Die freundliche Tiroler Kellnerin stellte ihm sein Seidel Rotwein an den Tisch im Erker, an welchem bereits für einen Fremden gedeckt war, auf dessen am Stuhle hängenden Hut der Doktor das Alpenvereinszeichen bemerkte. Eine Weile saßen sich die beiden stumm gegenüber. Moriz Wilden betrachtete prüfend seinen Tischgenossen. Derselbe war ein Riese von Gestalt. Auf mächtigen, starken Schultern erhob sich ein breiter, großer Kopf mit leicht ergrautem Haar, vortretender, wuchtiger Stirne, die fast die kleinen Augen überschattete, mit einem hochgewölbten, breiten Munde, den kein Bart verdeckte. Das Gesicht war nicht gerade Sympathie erweckend, doch verriet es fröhliche Laune, und so entschloß sich der Doktor, mit seinem Nachbar ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie wollen auch auf den Gletscher?“

„Brechen Sie morgen auf? Ich habe vor, den Weg über Ranalt zu nehmen.“

So war das Thema bald gefunden und der Riese — er schien dem Dialekt nach ein Österreicher — ließ die Unterhaltung nicht mehr stocken. Er erzählte von seinen verschiedenen Touren, von seinen Plänen für die Zukunft, von den besonderen Erlebnissen, die er auf seinen Alpenwanderungen gehabt, mit großer Lebhaftigkeit, raschen Bewegungen und einer tiefen, lauten Stimme. Der Doktor nickte, lächelte, warf ab und zu eine Frage dazwischen; er hatte liebenswürdige, einschmeichelnde Augen und besaß das Talent, anscheinend mit größtem Interesse zuzuhören, während seine Gedanken lustig weiter wanderten. Der Österreicher fand Gefallen an seinem jungen Tischgenossen, und als derselbe über ein paar seiner Witze in ein herzliches Lachen ausbrach, schenkte er sich in wachsender Frohlaune das Glas voll, stieß mit einem lauten „Prosit!“ an das Glas des Doktors und rief:

„Wir müssen die Tour zusammen machen, junger

Herr! Ich freue mich über die Begegnung. Wir wollen uns prächtig miteinander unterhalten!“

Moriz konnte diese Aufforderung nicht direkt ablehnen, da sie ja denselben Weg vor sich hatten. Auch erschien ihm der gesprächige Riese eher komisch als ärgerlich. Er nannte also seinen Namen; sein neuer Bekannter reichte ihm seine Karte: „Alexander Sigberg, Privatgelehrter.“

Darauf wurde die Stunde des Abmarsches vereinbart. „Wir haben uns im voraus Führer bestellt“, sagte Sigberg, „mit welchen wir in Neustift zusammentreffen. Für Sie wird sich wohl noch ein dritter finden lassen. Die Hauptsache ist, daß wir den ‚Grazer‘ bei uns haben! Der ist ein famozer Kerl!“

„Sie sind nicht allein?“ fragte der Doktor erstaunt. „Nein, meine Tochter begleitet mich. Ich bin Witwer, mein Herr; habe meine Tochter nach meinen vernünftigen Prinzipien, ohne weibliche Verzärtlung, erzogen. Sie werden sehen, wie das Mädchen zu Fuß ist. Eine wohlgeschulte Bergsteigerin! Sie wird Sie nicht mit dummem Zeug quälen, wie Shawlschlagen, Blumenpflücken und so weiter, wie es sonst wohl Frauenzimmermanier ist! Ich sehe es Ihnen am Gesicht an, daß Sie vor dieser Aussicht einen Schrecken bekommen haben.“ Er lachte laut.

Der Doktor war in der That erschrocken, aber nicht vor den etwaigen Anforderungen an seine Galanterie — er war gerne höflich gegen Damen — nein, erschrocken vor dem Bilde, das er sich, nach dem hünenhaften Vater schließend, von der bergsteigenden Jungfrau entwarf, die er morgen kennen lernen sollte. Moriz war selbst von zarter, kaum mittelgroßer Gestalt; sechs Fuß langen Mädchen, überhaupt jeder kolossalen Weiblichkeit war er schon zu Ballzeiten vorsichtig aus dem Wege gegangen. Er sagte denn auch den festen Entschluß, sich mit irgend einer Ausrede von der Reisegesellschaft loszumachen, wenn die Tochter nur im mindesten dem heftigsten Vater glich.

Ein entzückendes Landschaftsbild lag im ersten Morgenbänne vor den Augen des Doktors, als er nach köstlichen, traumlosem Schlafe die Fenster öffnete. Tiefes Schweigen ruhte über der Gegend; ab und zu hörte man das Bellen eines Hundes, einen Hahnschrei, dann ward es wieder ganz still, nur der Brunnen plätscherte. Vor dem Hause aber, gerade unter ihm, lehnte ein junges Mädchen am Gartenzaun und schaute träumend auf den klauen Nebel im Osten, der sich allmählich rötete, durch den das erste scharfe Frühlucht drang. Sie hatte kurzgeschneitenes braunes Haar, das sich anmutig um das kleine bleiche Ohr, um das zierliche Halschen lockte; ihr Gesicht konnte er nur im Profil sehen; es waren feine, aber energische Züge; die Wangen farblos, doch von so tabelloser Glätte, daß sie die grelle Morgenbeleuchtung nicht zu scheuen brauchte.

Moriz vergaß über dem Anblick vollständig, daß es höchste Zeit sei, sein Frühstück einzunehmen, nur der Wunsch, die Augen des Mädchens zu sehen, trieb ihn endlich eiligst die Treppe hinab. Im halbdunklen Flur stieß er fast an die Gestalt des Österreichers, der ihm mit einem vergnügten: „Haben Sie gut geschlafen?“ die breite Hand reichte. Moriz hatte an seine Reisegesellschaft gar nicht mehr gedacht, und es war ihm ärgerlich, daß Sigberg mit ihm vor das Haus trat. Hier stand das Mädchen noch unbeweglich; erst als sie Schritte vernahm, wendete sie den Kopf; Moriz sah in ein paar tiefe, blaue Augen.

„Erlauben Sie, daß ich Sie mit meiner Tochter bekannt mache!“ sagte Sigberg, den Doktor vorstellend.

„Seine Tochter!“ Der Doktor mußte sich zusammennehmen, um nicht einen Schrei der Überraschung auszustoßen. Er hatte sich auf den Anblick einer jungen Riesin mit groben Knochen und breiten Schultern vorbereitet und sah nun in Fräulein Sigberg ein feingefügtes, zierliches Persönchen, mit Kinderhänden und schmalen, kleinen Füßen, die selbst von den groben Nagelschuhen nicht entsetzt wurden: die Natur schien sich hier in einem seltsamen Kontraste gefallen zu haben.

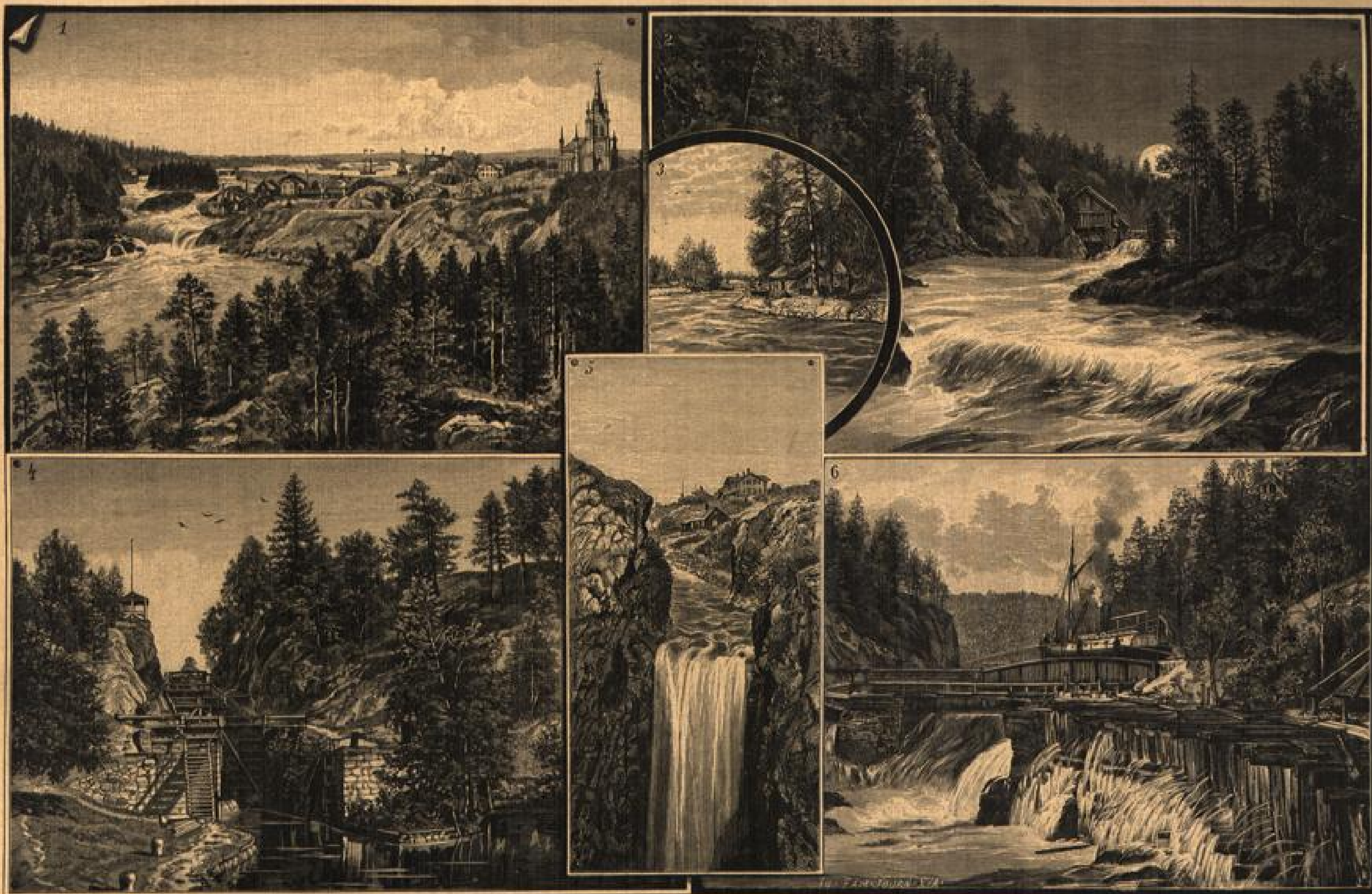
Als man längst selbender durch das feuchte Morgen- grau dahinschritt, mußte Moriz noch über seine eigene Überraschung lächeln. Das Lächeln aber war sehr freudiger Natur; denn Fräulein Sigberg schien von bezaubernder Natürlichkeit und Offenheit, von lustigem, etwas knabenhaftem Humor, und Moriz sagte sich, daß sich für eine Weggenossin mit so lieben, treuerherzigen Augen die präphetische Vielrednerin des Vaters wohl in den Kauf nehmen ließ. So kam man in bester Laune nach Neustift und wanderte nach fröhlicher Mittagstafel, nun in Begleitung der Führer, bis Ranalt, dem letzten gastlichen Dache vor der beginnenden großen Felsenwildnis.

Als man dort angekommen war, hatte sich Sigberg in ein lebhaftes Gespräch mit dem „Grazer“ eingelassen und beriet mit demselben einen Abstieg über die „Aeblen Thäler“, ein Weg, der ihm noch fremd war, für den er sich sehr begeisterte. Während er in der Stube mit seiner geräuschvollen Art seine Pläne entwarf, sah seine Tochter auf einer Bank vor dem Hause und plauderte mit einem schwarzäugigen, kleinen Tirolerjungen, der ein paar Geißlein in den Stall trieb.

„Sie beteiligen sich gar nicht an der Debatte über die Richtung, die wir nehmen wollen, Fräulein?“ sagte der Doktor, zu dem jungen Mädchen herantretend. „Da



Die Eröffnung des Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. (S. 34.)



1. Troldhillsfjället. — 2. Gullfjället. — 3. Tullhillsfjället, öfverhelt den Skärs. — 4. Väst Skärs. — 5. Öst Skärs. — 6. Städt des Tullhillsfjället.
Die Troldhillsfjället in Schweden. (S. 42.)

Sie mitmarschieren, sollten Sie gerechterweise auch mitberaten."

"O nein! Ich plaudere viel lieber mit dem jungen Ziegenhirten!" erwiderte sie lachend, während sie eines der jungen Geißlein mit einem abgerissenen Zweige fütterte. "Aufrichtig gestanden, ich habe einen großen Abscheu vor Landarten und vor all den hundert Namen von Höhen, Spitzen, Pässen und Steigen, die man ja doch nicht behalten kann. Mir ist's auch total gleichgültig, ob wir nun diesen oder jenen Weg nehmen, wenn er nur aus Eis und Schnee wieder hinabführt ins Thal!"

"Das klingt fast, als freuten Sie sich mehr auf die Rückkehr in die Tiefe als auf unsere Wanderung in der Gletscherwelt!"

"Es ist auch so. Ich kann die Schönheit der Natur erst da bewundern, wo sie grünt und blüht und lebt; größer, gewaltiger mag sie ja sein in dieser Hochgebirgs-öde, aber sie steht mir fremd, unverständlich, erdrückend gegenüber. Mir schaudert vor der starren, toten Einsamkeit!"

"Aber, Fräulein," rief der Doktor überrascht, "Sie sind ein Rätsel! Ohne Begeisterung für das Hochgebirge unterziehen Sie sich den Mühen einer Gletscherfahrt?"

"Ohne Begeisterung, o nein!" erwiderte sie, und durch ihre klaren Augen zog ein Leuchten, als sie dieselben nun voll zu ihm aufschlug. "Die Begeisterung, die mich ins Hochgebirge führt, ist im Gegenteil so groß und mächtig, daß ich die Beschwerden des Weges nicht fühle. Ich liebe meinen Vater über alles in der Welt. Er findet in den Bergen höchsten Lebensgenuß. Unten im Thale verginge ich in Sorge und Angst um ihn. Ich weiß ja, wie zerstreut und vergeßlich, wie leichtsinnig und tollkühn er ist. Er braucht mich, damit ich für ihn denke, über ihn wache; ohne daß er es selbst empfindet, halte ich ihn auch durch meine Nähe vor allzu großen Wagnissen zurück. So werde ich ihm als treuer Schutzengel mit Begeisterung folgen, so hoch und so weit er mich führen mag!"

Sie sprach's ohne alle gekünstelte Empfindseli in rührender Einfachheit; den Doktor ergriff der Ernst und die Wärme in ihrem Ton, und während er sich dem kleinen Mädchen immer mehr zugethan fühlte, keimte ein eifersüchtiger Groll gegen den Vater in seinem Herzen auf.

Als am frühen Morgen der Anstieg begann, lag dichter, schwerer Nebel über dem Hochthale. Wenn auch der Führer in seiner kurzen, trockenen Weise versicherte, das habe nichts zu bedeuten, so schien die ernste, graue Stimmung doch auch auf die Gemüther der Wanderer einzuwirken, die schweigend dahinschritten. Das Rauschen des herabstürzenden Gletscherbaches, durch dessen enge Schlucht der Weg in steilen Zickzackwindungen emporführte, machte ein Gespräch zunächst unmöglich. Der Doktor, welcher hinter dem jungen Mädchen ging, folgte bewundernd den kleinen Füßen, die so gewandt und sicher vor ihm herwanderten, und freute sich jedesmal, wenn sie, stehend bleibend, ihm ihr Gesicht zuwendeten. Je steiler der Weg wurde, desto öfter hielt sie inne, nach Atem ringend; er sah, daß sie sich überanstrengte, um in dem Tempo, das der voraneilende Vater anschlug, mitzukommen.

"Laufen Sie doch nicht so, Herr Sigberg!" rief er dem Riesen nach, "Ihr Fräulein Tochter hat ja alle Mühe, zu folgen!"

"Laß Dir das nicht gefallen, Heddy," lachte der Vater. "Zeig dem Doktor mal Deinen Bergstock, wie viel Touren wir da schon eingeschritten haben. Er wird dann mehr Respekt vor Deiner Kraft und Ausdauer bekommen!" Und er lief wieder weiter, von seinen mächtigen Beinen und seiner mächtigen Lunge getragen.

Moriz erwiderte nichts; die schlanke, kleine Gestalt vor ihm aber schritt wieder rüstig vorwärts, und er sagte sich, daß wohl nur der erste Anstieg ihr eine Beschwerde verursacht haben mochte, die nun überwunden sei. Doch plötzlich blieb sie stehen, lehnte sich an einen Felsblock und preßte die Hand aufs Herz. Sie war sehr bleich. Als sie den besorgten Blick des Doktors bemerkte, lächelte sie, deutete auf den Vater und legte den Finger auf den Mund. Ihre Augen baten dringend um Schweigen.

"Sie werden mich auslachen, Herr Doktor," sagte sie, sobald sie genügenden Atem gefunden, um sprechen zu können. "Ich bin Ihnen als routinirte Bergsteigerin vorgestellt worden und nun zeige ich mich Ihnen gleich am Anfange als recht schwach und zimmerlich. Ich war das sonst nicht. Der Vater ist's deshalb gar nicht gewöhnt, auf mich Rücksichten zu nehmen, weil ich stets so flott mit ihm Schritt hielt. Zum erstenmal wird mir das Steigen schwer; es scheint doch wohl eine Folge meiner Krankheit im Winter zu sein."

"Sie waren krank?" fragte Moriz voll Interesse.

"Ja, ich bekam durch eine Erkältung eine schwere Lungenentzündung und war sehr elend. Der Vater hatte davon keine Ahnung. Er ist selbst, gottlob, so robust, daß er für Krankheiten kein Auge besitzt. Nun, auch ich habe mich rasch wieder erholt und hielt mich für vollständig genesen — bis heute morgen, bis jetzt. Nun fühle ich so eine Mahnung, einen leisen, dumpfen Schmerz. — Aber, bitte, machen Sie doch kein so ernsthaftes Gesicht! Ich werde trotzdem recht wacker mitlaufen und Ihnen nicht zur Last fallen. Sie glauben gar nicht, wie stark ein kleines Mädchen sein kann, wenn es nun einmal will!"

"Aber, liebes Fräulein, noch ist's Zeit, umzukehren, wenn das Steigen Sie übermäßig anstrengt. Sagen Sie Ihrem Vater —"

"Um Gottes willen, Herr Doktor, kein Wort! Ich bitte Sie ernstlich, verraten Sie nicht, was ich eben sagte. Ich müßte mein Vertrauen zu Ihnen tief bereuen, wenn Sie nicht schweigen könnten. Glauben Sie denn, ich wäre selbstsüchtig genug, meinen guten Vater um ein winterslang ersehntes Glück zu berauben? Jetzt, da die Sonne durch den Nebel bricht und er fast schon den Kreudenkelch an die Lippen hebt! Nein — und wenn mein Herz noch viel wilder pochte — nun gibt's kein Zurück!"

"Aber, liebes Fräulein, so weit darf die Aufopferung nicht gehen! Sie dürfen sich nicht an der Gesundheit schaden um einer Laune Ihres Vaters willen!"

Sie schwieg eine Weile. Dann hob sie die Augen und sagte leise:

"Ich habe Ihnen so viel über mich gesprochen, daß ich Ihnen nun wohl auch erzählen muß, welch schwerer Schatten auf meinem Leben liegt; dann werden Sie erst begreifen, daß ich eine noch viel heiligere Pflicht zu erfüllen habe als andere Töchter ihren Vätern gegenüber, daß es mir nicht ziemt, an mich selbst zu denken. Ich hatte einen Bruder, einen hübschen, lebensfrohen Bruder. Er war der Abgott meines Vaters, ein flotter Student, ein gewandter Turner, überall der erste, wo es galt, Mut und Kraft zu zeigen."

Als ich zum erstenmal in Gesellschaft kam, ein übermühter, wilder Bäckfisch von siebengehn Jahren, traf sich's, daß ein sehr verwöhnter junger Herr an meiner "Originalität", wie er meine Weltkenntnis nannte, Gefallen fand und mit Schmeicheleien meine Gunst zu erwerben suchte. Ich fand ihn sehr albern und zeigte ihm offen meine Abneigung. Als bald darauf die jungen Mädchen allein zusammenliefen, machten auch sie ihre Spässe über den "eingebildeten Oeden" und lachten Thränen, als ich voll Mutwillen eine groteske Karikatur des jungen Mannes auf ein Blatt Papier kritzelte und irgend einen komischen Vers darunter setzte. In meiner Arglosigkeit dachte ich nicht daran, das Blatt zu vernichten; wie hätte ich ahnen können, daß die heimtückischen Mädchen sofort die Karikatur mit gutgespielter Entrüstung über meine Bosheit dem betreffenden Herrn übergeben würden. Er war außer sich vor Wut. Von mir konnte er nicht Rechenschaft fordern; so wendete er sich in seinem Wunsch nach Rache an meinen Bruder; dieser war nicht zahm und trat warm für mich ein. Das Ende erraten Sie wohl? — Sie gingen auf Pistolen los; mein armer Bruder bekam einen Schuß ins Herz."

"O, was ich damals empfunden habe, als mein Vater sich schluchzend wie ein Kind an der Leiche niederwarf, während ich mir schauernd sagen mußte: 'Du hast ihn in den Tod gejagt durch deinen Mutwillen, um deinetwillen ist er gestorben!' O, ein solches Weh kann ein Mann wohl kaum nachfühlen. So elend, so erbärmlich schien mir mein eigenes Dasein! Ich schämte mich, gesund und lebendig zu sein. In jedem Blick meines Vaters glaubte ich eine Anklage zu lesen! Nur der unter heißen Thränen gefasste Entschluß, dem Vater mein Leben zu widmen, hat mich vor der Verzweiflung gerettet. Damit er den Sohn nicht vermisst, den er um meinetwillen verloren, muß ich ihm ein mutiger Gefährte sein! Nun geben auch Sie mir recht, nicht wahr, Herr Doktor?"

Sie war während des Sprechens stehen geblieben und schritt nun tapfer vorwärts, um den Vater einzuholen, der, ohne umzublicken, weiterlief. Moriz hatte ihren Worten mit getheilten Empfindungen gelauscht: als Mensch konnte er nicht umhin, die Energie des kleinen Mädchens, das so genau wußte, was sie wollte, zu bewundern, aber als Arzt mußte er ihre Aufopferung geradezu mißbilligen, und wenn er auch den festen Voratz gefaßt hatte, seine Doktorwürde während der vier Urlaubswochen ganz an den Nagel zu hängen und für alle kleinen und großen Leiden der Menschheit sein Auge zu schließen, so konnte er doch nicht umhin, seine Begleiterin prüfend zu beobachten, wie eine Patientin, die ihm Sorge machte. Er bemerkte, mit welch heftigem Herzklopfen sie zu ringen hatte, wie sie immer ernster und bleicher wurde, welch tiefe Schatten sich um die heißen Augen legten, wie sie die Lippen zuweilen wie im Schmerz zusammenpreßte. Es machte ihn ungeduldig, daß er nicht mit der Autorität, die dem Arzte sonst eingeräumt wird, sofort die Umkehr anbefehlen durfte, die ihm dringend geboten schien.

Plötzlich stieß Hedwig einen leisen Schrei aus; sie hatte auf einem Felsblock einige hübsche Saxifragen entdeckt und dieselben zu erreichen gesucht; beim Abspringen von dem erhöhten Terrain war sie gerutscht und gefallen. Als der Doktor besorgt fragte, ob sie sich verletzt habe, schüttelte sie erst lächelnd das Köpfchen; doch der Fuß schien sie zu schmerzen, sie hinkte und mußte sich fest auf den Arm des jungen Mannes stützen, um aufstehen zu können. Zum Glück hatte man nach wenigen Schritten eine verlassene Almhütte erreicht, wo man schon vorher zu rasten beschloß. Sigberg machte ein grimmes Gesicht und zankte ärgerlich, "wie oft er sich dieses dumme Blumenpflücken verbeten habe, ob das 'Kraut' denn eine Minute Aufenthalt wert sei." Dann nahm er mit gerunzelter

Stirne vor der Hütte Platz, trank seinen Schnaps und aß breite Speckschnitten. Moriz hatte das junge Mädchen in den halbdunklen Innenraum der Hütte geführt, ihr mit Hilfe einiger Plaisirs ein ganz bequemes Lager zurecht gerichtet und lief nun mit dem Führer um Wasser. Als er nach Verlauf einer Viertelstunde zurückkehrte, lächelte ihm Hedwig ganz vergnügt entgegen:

"Sie haben sich wirklich umsonst bemüht und gesorgt, Herr Doktor! Mein Fuß ist Gott sei Dank nicht verstaucht, wie ich eine Weile fürchtete; ich kann ohne Schmerzen auftreten und bin mit dem Schrecken davon gekommen."

"Schade," sagte der Doktor ganz enttäuscht. Sie sah verwundert zu ihm auf.

"Ich habe mich so über den verstauchten Fuß gefreut," fuhr er fort. "Er würde Sie als unerbittlicher Tyrann hier festgehalten haben."

"Hier oben? Eine recht freundliche Aussicht!" lachte Hedwig.

"O, man hätte leicht Mittel und Wege gefunden, Sie ohne Beschwerde in das Thal hinabzubringen. Dann wären Sie in Neustift oder in Schönberg hübsch still liegen geblieben, hätten von der Ferne auf den Gletscherschnee geblickt, während Ihr Vater allein oder in meiner Begleitung — wenn Sie mir Ihre Schutzengelrolle gütigst übertragen wollten — seinem Sporte nachginge. Das wäre allerdings ein bißchen langweilig; aber Langeweile ist gar nicht schädlich! Während diese Gletschertour — Ach, liebes Fräulein, ich bitte Sie, vergessen Sie, daß ich ein junger Mensch bin, den Sie kaum mehr als einen Tag kennen, der also kein Vertrauen von Ihnen beanspruchen kann. Denken Sie, ich sei ein würdiger Hausarzt, ein bewährter alter Freund mit grauem Bart und ernster Miene — und widersehen Sie sich meinem wohlgemeinten Räte nicht! Gestatten Sie mir, daß ich Ihren Vater ein wenig anläge?"

Er hatte leise, in bittendem Tone gesprochen; nun nahm er ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht und sah lächelnd, dankbar für seine Fürsorge, zu ihm empor. Seine hübschen braunen Augen, die sich mit so warmem Interesse auf ihr Gesicht hefteten, schienen noch größere Ueberzeugungskraft zu besitzen als seine Worte. Sie erwiderte nichts. Schweigend saß auch er dicht vor ihrem Lager auf dem Herbrand, während durch das geöffnete kleine Fenster ein langer, bunter Lichtstreifen hereinfiel, in dem die Sonnenspäthchen auf und ab wogten. Es lag ein süßer, traulicher Reiz in dem Halbdunkel, in der tiefen Stille.

Nach einer Weile trat der Doktor vor die Hütte und sagte so laut, daß Hedwig es wohl vernahmen konnte:

"Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, Herr Sigberg, daß das Fräulein sich eine Schöne am Fuß verkehrt hat und unmöglich weiter kann. Zum Glück haben wir ja noch keinen weiten Weg zurückgelegt. Wenn Sie es mir gestatten, kehre ich mit Ihnen um, damit wir die Partie zusammen in einem oder zwei Tagen fortsetzen können, natürlich ohne das Fräulein!"

Er hatte sehr ruhig, wie von etwas ganz Selbstverständlichem gesprochen; ein wütender Ausruf Sigbergs unterbrach ihn:

"Was sagen Sie? Umkehren! Jetzt umkehren!" Jorngläubend schlüpfte er durch die niedere Thüre in das Hüttengeläß und schrie auf Hedwig ein: "Jetzt haben wir nur noch eine Stunde bis zum Ferner. Das Wetter ist schön wie nie und der Doktor redet ganz gemüthlich vom Umkehren! Und nur wegen dieser armseligen, miserablen Blumen!" Er hatte die Saxifragen erfasst, zerriß sie und stampfte darauf, während er seinen breiten Mund verzog wie ein böses, in seinem Willen gehindertes Kind, und seine Stirne sich immer tiefer furchte. Dann aber machte sein Jorn einer gerührten Selbstbemitleidung Platz: "Ich soll mich nun einmal über nichts freuen dürfen. Ich bin ein Unglücks Mensch, den das Pech verfolgt, der jede frohe Stunde teuer bezahlen muß. Haben Sie mich nicht juchzen hören vor kaum einer Viertelstunde? So vergnügt habe ich gejubelt, als wäre ich zwanzig Jahre alt! Und nun soll ich umkehren! In zwei Tagen wird's dann natürlich regnen und nebelstreiben und von dem Uebelthäferner, auf den ich mich riesig gefreut hatte, kann keine Rede mehr sein!"

Hedwig war bleich und ihre Finger zupften in nervöser Unruhe an den Franzen ihres Plaisirs. Der Doktor nickte ihr zu und flehte um Schweigen mit aller Macht seiner Blicke. Eine Weile schien sie auch im Banne seiner Augen zu bleiben. Doch als Sigberg nun auf den Herbrand niedersank, den Kopf auf die Hand stützte und trübselig vor sich hinstarrte, da sah sie den jungen Freund nicht mehr; sie sah nur den Vater; es hielt sie nicht länger auf ihrem Lager. Sie sprang auf, sie schlang die Arme um den Hals Sigbergs und rief:

"Lieber, guter Papa, das alles ist ja nur ein Scherz des bösen Doktors gewesen! Du siehst, ich stehe, ich kann gehen und springen, und wenn Du mir nur ein paar Sekunden Zeit gönnen willst, um wieder in die Schuhe zu schlüpfen, so kann der Marsch weitergehen!"

"So lasse ich mir's gefallen," rief Sigberg. "Das ist wieder meine tapfere Heddy!" Er stand auf, redete die Arme, wie um jede Trübseligkeit von sich abzuwischen,

und schlug dem Doktor, der sich ärgerlich und betrübt abgewendet hatte, auf die Schulter: „Hören Sie, das war ein schlechter Spaß. Sie haben mich wirklich erschreckt!“

Moriz gab keine Antwort. Doch als sie nun vor der Hütte standen, wo die Führer bereits ihre Rucksäcke schulterten, zog er mit feierlicher Miene Sigberg beiseite und sagte leise, aber mit ernster Betonung:

„Was ich Ihnen mitteilte, sollte kein Scherz sein, sondern eine absichtliche Lüge. Da Ihre Tochter mich Lügen strafe, muß ich Ihnen schonungslos die Wahrheit sagen: Sie laden eine große Verantwortung auf sich, wenn Sie Fräulein Hedwig gestatten, diesen beschwerlichen Weg fortzusetzen.“

„Warum Sie nur immer voll Mitleid und Bedenken für meine Tochter sind! Heddy ist freilich zart und klein, ist mehr der Mutter nachgeraten! Aber ich wette mit Ihnen, daß sie mehr Ausdauer besitzt als Sie, junger Herr!“

Der Doktor fühlte sich durch diese nicht eben höflichen Worte, durch den unmotivierten Zweifel an seiner Energie gereizt; überdies mahnte ihn das kluge Gesicht des alten Führers, der ihm schon mehrmals billigende Blicke zugeworfen, weil auch ihm die Kraft des Mädchens unzureichend schien, weiterzureden. In seinem Eifer vergaß er gänzlich das von Hedwig erbetene Schweigen und rief heftig:

„Es handelt sich hier nicht um einen Sport, über welchen man wetten mag, es handelt sich um ein ernstes Ding: um die Gesundheit Ihrer Tochter. Wen heute ein Zahn schmerzt, der soll doch nicht morgen auf diesem Zahn Risse knacken, und wer im Winter eine schwere Lungenentzündung hatte, der laufe nicht ein paar Monate später zehn Stunden übers Eis. Ihre Tochter hat mir selbst gesagt, daß sie sich nicht erholt fühlt. Doch auch ohne diese Mitteilung würde ich nach meinen Erfahrungen als Arzt versichern können, daß der Weitermarsch ein Leichtsinns- und Frevel ist!“

Das breite Gesicht Sigbergs verdüsterte sich wieder. Er schlug mit der Hand ungeduldig um sich, als wolle er lästige Gedanken von sich abwehren. Mit der Duldermiene, die so wunderbar zu seiner Erscheinung paßte, wendete er sich an seine Tochter, die eben aus der Hütte trat.

„Ist es wahr, bist Du krank, ist es wahr, Heddy?“ stieß er vorwurfsvoll hervor.

Das Mädchen erschrak und warf dem jungen Manne einen zürnenden Blick zu.

„Herr Doktor Wilden sieht Phantome, wie es scheint,“ sagte sie in sehr kühlem Tone. „Gehen wir!“

„Ja, ja!“ wendete sich Sigberg an Moriz, während Hedwig in die Hütte zurückkehrte, um nach ihrem Rucksack zu suchen. „Ja, ja, der Herr Doktor hat seine Gramina gemacht und möchte nun seine übergroße, verbriefteste Gelehrsamkeit zum besten geben. Aber ich sage Ihnen, daß ich wie bisher selbst zu wissen glaube, was meiner Tochter gut thut, und daß ich trotz Ihrer Grillenfängerei meinen Weg fortsetze.“

Moriz hämmerte das Blut heiß in den Schläfen bei dem Vorwurf der Aufdringlichkeit, den ihm der Desterreicher entgegenzuschleuderte; nur um Hedwigs willen bezwang er seinen Zorn.

„Ich fühle,“ sagte er nach einer Pause, „daß es besser ist, wenn sich hier unsere Wege scheiden. Ich möchte Ihnen sonst Dinge sagen, die mich vielleicht gereuen würden. Nur eines darf und kann ich Ihnen nicht vorenthalten.“ fuhr er leiser, aber mit erregter Stimme fort, „Sie werden mit Ihrem Egoismus noch zum — Mörder werden an Ihrem einzigen Kinde!“

„Das ist stark, mein Herr!“ rief Sigberg heftig; aber er besann sich, und den Führern ein lautes: „Avanti!“ zurufend, setzte er mit seinem bröhnenden Lachen hinzu: „Ich will mir von Ihnen den Morgen und meine Laune nicht verderben lassen. Und da Sie sich hier von uns trennen wollen — Gott befohlen, Sie übergescheiter Herr Doktor. Lassen Sie sich nur ordentlich Zeit!“

Hedwig hatte die zwischen den beiden gewechselten letzten Worte nicht vernommen; sie trat nun marschbereit aus der Hütte; als sie an Moriz vorbeikam, murmelte sie in bitterem Tone:

„Ich habe bis jetzt nicht gewußt, daß auch Männer plaudern!“

„Sie werden unter meiner Indiskretion nicht mehr zu leiden haben, mein Fräulein,“ versetzte er mit lässlicher Verbeugung. „Ich hoffe und wünsche von Herzen, daß ich nur — Phantome gesehen habe. Leben Sie wohl! Ihr Vater ist bereits voraus, wie Sie sehen!“

Nun, da sie ihre Trennung empfand, schien sie ihre herbe Zurechtweisung zu bereuen; sie suchte nach einem freundlichen Wort; aber der Vater winkte und rief; so eilte sie mit einem traurigen Nicken von ihm fort, während er mit förmlichem Gruße den Hut zog.

Eine Weile war der Zorn in ihm übermächtig. Mochte sie doch ihrem Schicksal, das in der Gestalt des eigenwilligen Vaters vor ihr herschritt, folgen und in ihr Verderben eilen! Die Thörin, die ihr junges Leben einer Laune zum Opfer brachte! Was kümmerte es ihn? Nach einer Weile aber schlug seine Stimmung um und er erging sich in bitterem Selbstvorwürfen.

„Wofür hatte er nun die peinliche Scene herbeigeführt, wofür das arme Kind beunruhigt, geängstigt? War sie nicht den Mondstüchtigen gleich, die ja das Unmögliche leisten, nur weil sie die Gefahr nicht ahnen und kein Schwindel sie ergreift? Wofür sie wecken, wenn er sie doch von dem Abgrund nicht zurückzuhalten vermochte? Er fand immer mehr, daß er sich albern und unritterlich benommen habe, daß er ihr durch seine Begleitung viel mehr hätte nützen können als durch seine unerbetene Einmischung, und hob unmutig die Sarisfragen vom Boden auf, die der Wut Sigbergs entgangen waren.“

Endlich mahnte der Führer, der bei ihm zurückgeblieben war, zum Ausbruch, und er setzte freudlos den einsamen Marsch fort.

Jeder Pfad hatte hier ein Ende. Ueber Klippen, zwischen welchen noch der letzte Rasen sproßte, ging's dahin, ungeheuren, schneegefüllten Mulden entgegen. Lange noch sah der Doktor zu seiner Linken die kleine Karawane seiner vormaligen Reisegefährten, wie sie längs des Bergbaches hinzogen, wie sie ab und zu zwischen Felsentrümmern verschwanden und dann auf Schneefeldern wieder erschienen. Sein Herz ward ihm schwer und schwerer. Er dachte voll Unruhe an Hedwigs blasses, zuckendes Mündchen, an ihre zarte, klopfende Brust. Erst nachdem ein blendender Hirsattel die vier schwarzen Punkte verdeckt hatte, löste sich der Druck von seinem Herzen und all seine Wünsche und Sorgen verblassten und verstummten in dem überwältigenden Hauch des All, der ihm entgegenwehte.

Höher und höher stieg's hinan; das letzte Grün verschwand in dem Gestein, in frostiger Wildheit tobten die Gletscherbäche herab und ein breiter, regungsloser Strom von Eis lagerte vor dem Wanderer, von mächtigen Schuttwällen umgeben, gefurcht von wunderbar blauen Klüften. Und dann begann das Wandern durch diese Eismüste und währte viele, viele Stunden lang. Und hier, wo jeder Schritt volle Geistesgegenwart, jeder Augenblick die ganze Spannkraft forderte, in dem mutigen Spiel mit der Gefahr kam ein tropisches Freiheitsgefühl über die Seele des jungen Mannes und sein Herz erstarrte in den Schauern einer großen Einsamkeit. Fern im Westen, über den gigantischen Gletscherosen des Othales stand die Abendsonne, als Moriz mit seinem Führer endlich am südlichen Rande des Stubbayer Eismeres zwischen zermürbten Schieferbänken die letzte Rast hielt. Unmittelbar zu seinen Füßen lag ein totenstiller dunkler See, tiefer eine weite, zerklüftete Hochfläche; da sah er wieder die erste menschliche Wohnung: das einsame Knappenwirthshaus auf dem Schneeberge. Zwerghaft wirkte ein Rauchwölkchen empor, während ringum auf erhabene Dome die sinkende Sonne ihr Gold ausgoß.

Sie stiegen hinab. Bei der Talgerze neben den finsternen Gestalten der Bergleute, die mit ihm in der niederen Stube des Knappenwirthshauses saßen, schrieb der Doktor der Gewohnheit gemäß flüchtige Aufzeichnungen in sein Reisetagebuch. Da stand auch in kühlen Worten zu lesen:

„Den 15. Juli. Begegnung in Schönberg mit einem Desterreicher und dessen Tochter. Gemeinschaftlicher Weg bis zum Längenthalferner. Anmerkung: Wieder einmal die Erfahrung bestätigt gefunden, daß die gefährlichsten Egoisten jene anscheinend gutmütigen Menschen sind, die ihre Selbstsucht unter Harmlosigkeit und lustiger Bonhomie zu verdecken wissen.“ Von der Tochter schrieb er kein Wort. Nur eine der welken Sarisfragen legte er auf das Blatt.

Er hielt sein Reiseerlebnis hiemit für abgeschlossen.

Er verabschiedete den Führer und gefiel sich darin, stundenlang in der großen, leblosen Einsamkeit dahinzuwandern; nur das Flügelgeschlagen eines Raubvogels räumte zuweilen durch die schweigende Wildnis, nur den Schritt seiner eigenen Füße hörte er im Widerhall der Felsen. Tagelang hatte er so umherirren wollen. Doch plötzlich ergriß ihn die Sehnsucht nach Menschen, eine unbestimmte, schmerzliche Sehnsucht, die so heftig wurde, daß er im Mondschein in Eilmärschen thalabwärts lief, nicht eher rastend, als bis er wieder Dorfschornsteine rauchen sah. Aber auch als er in Sterzing angekommen war, seinen Koffer requirirt und sich wieder in einen Kulturmenschen verwandelt hatte, verließ ihn die Unruhe nicht. Er fühlte nicht die geringste Lust, nach den Strapazen der letzten Tage zu rasten, sondern ging unstät in den Straßen des alten Städtchens auf und ab, spähte in manche versteckte Laube, in die einsamen, kühlen Stuben, der verschiedenen Gasthöfe, die einst zur Zeit des Post- und Wagenverkehrs auf der Brennerstraße viele Reisende beherbergten hatten, doch nun auf dürrer Boden stehen, seit die Eisenbahn an der Stadt vorbeidampft.

Nirgend entdeckte er seine Reisegefährten, nach denen er ungeduldig ausspähte, ohne sich's selbst so recht gestehen zu wollen. Als er aber um die Mittagstunde in seinen Gasthof zurückgekehrt war und sich eben in der stillen Stube zum Mahle niedersetzen wollte, schlug eine bekannte Stimme an sein Ohr. Die Stimme kam aus der mit wildem Wein überwucherten Veranda an der Rückseite des Hauses. Er öffnete das Fenster und blickte hinaus. In der That: in dem grünlichen Halbdunkel saß Sigberg, den breiten Rücken ihm zugewendet, die Serviette um den

Hals geknotet. Eben trug eine Kellnerin eine hoch aufgestaute Platte mit Forellen in die Veranda und Sigberg klopfte der hübschen Tirolerin beifällig auf die Schulter. Mehrere Personen saßen an der festlich gedeckten Tafel; Teller klapperten, verschiedene Weinsflaschen standen auf dem Tische; es schien eine sehr animirte Stimmung zu herrschen; und als die Gesellschaft nun die Gläser hob, um anzustoßen, konnte Moriz auch die Tischnachbarin Sigbergs sehen, eine üppige, in leuchtendes Rot gekleidete Blondine, die sich eben lächelnd zu ihm vorneigte. Doch wie der Doktor auch durch die grünen, wuchernden Zweige des wilden Weins spähte, Hedwigs liebes junges Gesicht konnte er nicht entdecken. Die Heiterkeit ihres Vaters schien ihm freilich die beste Versicherung zu geben, daß seine Besorgnis für sie eine unbegründete gewesen. Er horchte gespannt; aber ihre Stimme, die er unter tausenden erkannt haben würde, drang nicht zu ihm: sie fehlte an der heiteren Tafel. Er verließ die Stube und wollte sich in die Küche begeben, um bei der Wirtin Erkundigungen über ihre Gäste einzuziehen, als ein Paar schwerer Nagelschuhe durch den Flur trabte und er in dem Träger derselben einen der Führer erkannte, welche Sigberg und seine Tochter über den „Nebelhälferner“ geleitet hatten. Der Tiroler kam erfreut auf ihn zu und reichte ihm treuherzig die Hand.

„Nun, wie ist es euch ergangen?“ fragte Moriz rasch.

„O, wir sind wohl ganz gut hinüberkommen, Herr Doktor,“ sagte der Führer in seinem harten Tirolerdeutsch. „Freilich ein Felsblock ist abgestürzt gewesen und wir haben einen Umweg übers Joch machen müssen. Dem Herrn hat das nichts zu bedeuten gehabt; er ist ein starker Mensch und steigt gut für sein Alter; aber das junge Fräulein! O, Sie haben recht gehabt, gnädiger Herr; das war kein Weg für sie, ist überhaupt kein Weg für Weiberleut'. Ich bin wohl zwanzigmal über das Joch hinübergangen, aber meine Tochter möcht' ich nicht bei mir haben. Und mein Moibl ist doch von festerer Statur als wie das gnädige Fräulein. Die ist kaltweiß worden im Gesicht, und wenn's nicht wegen dem Vater g'wesen wär', ich glaub', am liebsten wär' sie auf dem Eis liegen geblieben, todmüd und elend. Sie hat mich gedauert, und die letzten Stunden hab' ich sie wohl mehr heruntergetragen. In Ridnaun war's mit ihrer letzten Kraft zu End'. Sie hat nicht essen und trinken wollen, kein Wort hat sie mehr sprechen können, und wie der Vater vom Weitergehen gered't hat und es sei nicht mehr weit bis Sterzing, hat sie nur mit dem Kopf geschüttelt. Er aber hat nicht bleiben wollen. Diese schlechten Betten, dieses Bockfleisch könne er nicht vertragen, hat er gesagt. Er müsse seinen Koffer und ein gutes Essen haben. So sind wir noch gestern am Abend hieher gekommen. Das Fräulein aber sitzt in Ridnaun, und er will ihr einen Wagen hinausschicken. Ich lauf' schon den ganzen Früh um ein Fuhrwerk, aber alle Koffer stehen auf dem Feld. Nun hab' ich endlich den roten Lienhard' überred't, daß er hinauffahrt. Ich will's grad dem Herrn Sigberg sagen, daß der Wagen da ist und daß er den Koffer hergeben soll, den er dem armen Fräulein schicken will, damit sie andere Kleider und andere Schuh' kriegt.“

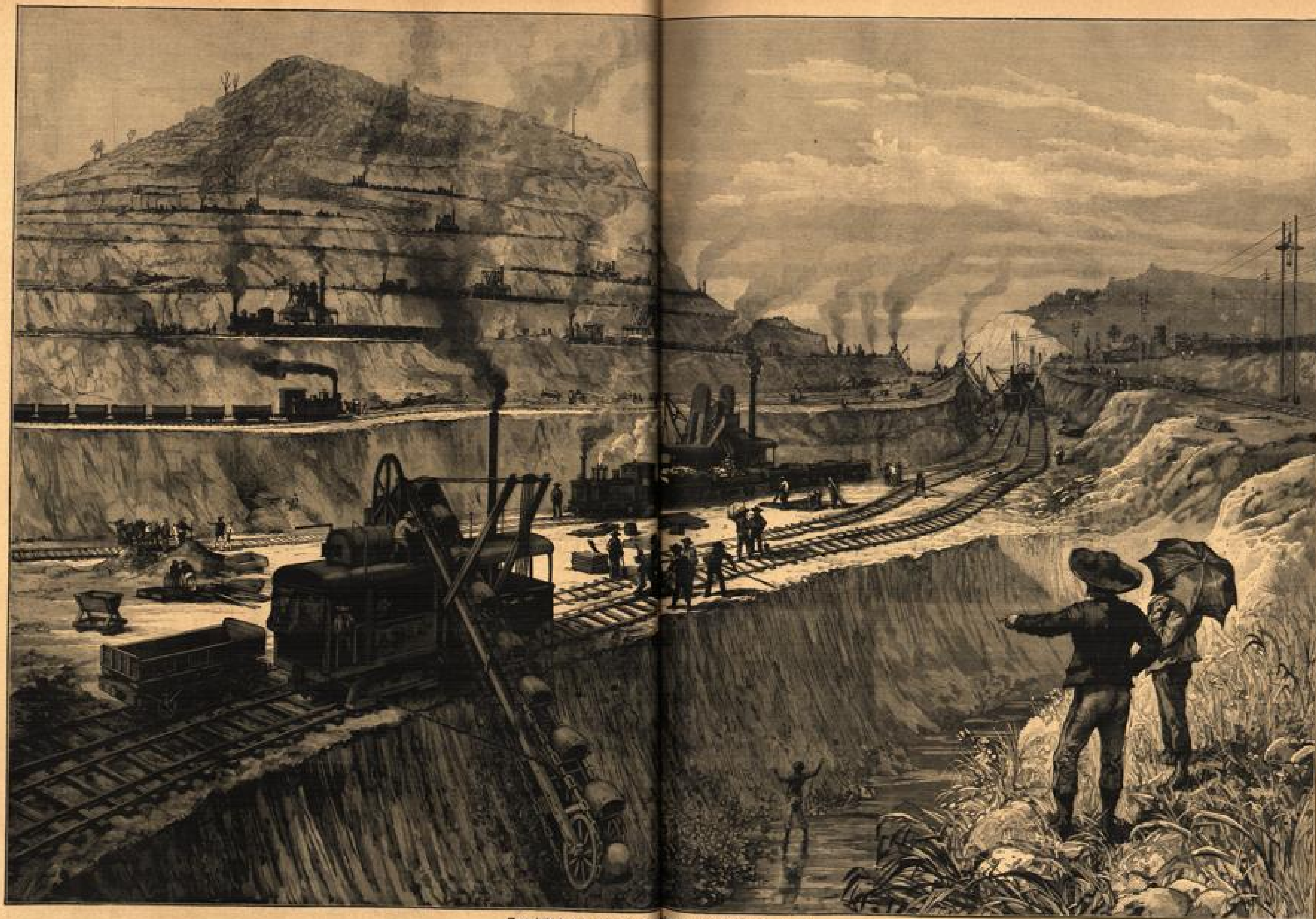
„Allein hat er das todmüde, kranke Mädchen dort oben gelassen!“ rief Moriz entrüstet und warf einen zornigen Blick auf die Veranda, aus der lautes Lachen herausschallte. Ein Entschluß schien in seinem Kopfe zu reifen. „Sagen Sie dem roten Lienhard, er möge langsam durch die Stadt fahren, weil er vielleicht einen Insassen für seinen Wagen bekommt. Ich fürchte, ich fürchte, das übermüdete, zarte Kind wird eines Arztes dringend bedürfen,“ fuhr er, wie mit sich selbst überlegend, fort, „und dann dem Tiroler die Hand drückend, fügte er hinzu: „Der dem da brauchen kein Wort! Sagen Sie überhaupt nicht, daß Sie mich gesehen haben!“

„Versteh' schon, versteh' schon,“ erwiderte der Führer und nickte dem jungen Manne verständnisvoll zu.

Während der Tiroler mit seiner Meldung nach der Veranda schritt, sprang Moriz die Treppe empor; er packte den Rucksack aufs neue, ließ sich Wein und einige Nahrungsmittel geben, ordnete die kleine Apotheke, die er stets auf Reisen mitzuführen pflegte, in Eile zwar, aber mit der ruhigen Bejonnenheit eines Arztes, der die Pflichten eines Berufes erfüllt. (Schluß folgt.)

Deutsche Beamte in Japan.

Im Jahre 1887 standen im japanischen Staatsdienst 162 Ausländer, und zwar 71 Engländer (1873: 266), 26 Amerikaner (1873: 38), 11 Franzosen (1873: 100), 5 Italiener (1873: 1), 5 Holländer (1873: 19) und 44 Deutsche (1873: 19). Hiernach hat Japan die Zahl seiner ausländischen Beamten von 427 im Jahr 1873 auf 162 in 1887 vermindert, in dessen wurden von der Entlassung ausschließlich nichtdeutsche Beamte betroffen, und es hat die Zahl der deutschen Beamten in Japan von 19 auf 44 zugenommen, ein Ergebnis, welches, wenn man erwägt, daß Japan hiezu erst nach erster und eingehender Prüfung gekommen ist, gewiß ein ehrendes Zeugnis ist für die Tüchtigkeit der deutschen Beamten. Von denselben sind gegenwärtig 6 im Industrie-fach, 9 mit Regierungsbauten, 6 in Meer und Flotte und 23 in den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung beschäftigt.



Durchsicht des Culebra-Canals in Panamahanal. (B. 42)

Israelitische Hochzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

(Bild S. 33.)

Unser Bild führt uns nach Holland in eine israelitische Familie etwa zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. Die holländischen Juden haben stets eine bedeutende Rolle bei dem niederländischen Handelsvolke gespielt und sich großen Reichtum erworben, sie feierten daher auch Familienfeste mit großem Pompe, so weit die sehr strengen religiösen Satzungen dies gestatteten. Wir blicken hier in einen Synagogenhof, wo die Hochzeitsfeier eines israelitischen Brautpaares sich abspielt. Die Trauung ist eben vorüber, die Braut sitzt unter einem Thronhimmel neben ihren beiden Unterführerinnen, nämlich zwischen ihrer Mutter und der des Bräutigams, während dieser das Glas zerbricht, aus dem soeben er und die Braut Wein getrunken. Dieses Glaszerbrechen fand früher, und findet auch noch, nicht nur bei Hochzeiten, sondern auch bei vielen anderen israelitischen Festlichkeiten statt und soll inmitten der Freude und des Jubels an die Trauer erinnern, welche die Zerstörung des Tempels in Jerusalem über die Israeliten brachte. Diesen Moment des Glaszerbrechens stellt unser interessantes Bild dar.

Die Trollhättafälle.

(Bild S. 37.)

Zu den herrlichsten Landschaftsscenerien gehören die Trollhättafälle in Schweden. Diese bilden den Abfluß des großen Venersee, der sich ergießt in den Götha-Elf, welcher bei Gothenburg in das Kattegat mündet. Der breite Fluß, ein Hauptmittel der Kommunikation des lange Zeit auf seine Wasserstraßen angewiesenen Landes, bietet nur an einer einzigen Stelle, in seinem oberem Laufe, der Schifffahrt ein härteres Hindernis; es ist da, wo er sich, einen Hügelzug durchbrechend, die Höhe von 120 Fuß nach dem flachen Küstenstrich von Westgothland hinabwälzt. Er bildet hier auf der gewöhnlich in einen einzigen Namen zusammengefaßten Strecke eine Reihe von Fällen, von denen jeder einzelne eigentlich ein in seinem Charakter für sich abgeschlossenes Naturwunder bietet.

Die obersten sind die 26 Fuß hohen Gullfällfälle, von der bewaldeten, unzugänglichen Insel so genannt, welche von den beiden weißschäumenden Armen des Flusses umfassen wird. Auf einem schmalen, ewig feuchten, ewig zitternden Eisenstege gelangt man zu einem aus der tosenden Flut aufragenden Felsen, der ebenfalls unter dem wilden Andrang des Elements zu bebren scheint. Von hier genießt man einen herrlichen, aber zugleich überwältigenden Anblick, der unbeschreiblich wirkt, wenn die Mittagssonne in den rieselnden Staubnebel einen Regenbogen weht, der sich von einem Ufer zum andern wölbt. Der Fels, auf dem man hangend steht, heißt Toppö, und nach ihm benennen sich die Stromschnellen, in denen das aufgeregte Wasser weitere 44 Fuß nach abwärts schießt, um sich in dem breiteren Stampfstromfall wieder zu vereinigen. Dicht an demselben stürzt ein Teil der eiligen Elf durch die Volsjöschleuse 64 Fuß hoch zwischen starrenden Felsen senkrecht in die Tiefe und nun erst kommt für eine Zeit das rasende Element zur Ruhe und fließt rasch, aber scheinbar fast unbewegt in dem breiten Hjöjumsvarp dahin, bis es, von den zusammenrückenden waldigen Bergen neuerdings eingewängt, über die letzten vier Riesenstufen hinunterpringt. Sie heißen Helvetesfallen, das ist Höllenfälle, und unterhalb derselben befindet sich die fagenhafte Olidaböfö.

Der Mensch, der wohl einst vor dem Naturgewalten scheute, hat sich dieselben längst dienstbar gemacht und sich uneingeschränkt von dem scheinbaren Wüten des Flusses dicht an seinen Ufern angesiedelt. Weiße Villen blicken von den begrünten Felsen, ein schlanker Kirchturm ragt über dampfende Schöte empor, Sägen, Hämmer, Mühlen und Fabrikanlagen benützen den mächtigen Motor, und unter all dem Stampfen, Kreischen, Schreien und Tosen, das der brausende Schwall beinahe verschlingt, steigen dem in seiner Ohnmacht verstummten Besucher unwillkürlich die ungeheuerlichsten Urgefallen auf, von denen Frau Saga erzählt.

Da streiten und ringen die Riesen, da fallen die mächtigen Streiche, da klirrt das Eisen und schneut der Born. Die Schwerter spalten das graue Gestein und die in Lieb und Haß entbrannten Herzen, und durch den flammenden Riß streömen die zu Wogen angeschwollenen Thränen der Riesenmaid, um welche die wutentbrannten Reden lämpfen. Der Zauberhut, den sie ihrem Liebsten gegeben und der ihn vor dem Zauberschwert des Gegners doch nicht zu schützen vermochte, ließ dem Orte des furchtbaren Zweikampfs seinen Namen „Trollhätta“. Aber die Riesen vergeuden heute nicht mehr unfruchtbar ihre Kräfte. Der unheimlich: Lärm bedeutet: Arbeit. Die Industrie hat den hydraulischen Druck nutzbar gemacht. Für die Schifffahrt wurde das Hindernis von der Technik ruhig umgangen. Wie von einer unsichtbaren Macht gehoben, steigen Dampfer und Frachtboote die granitenen Gigantentreppe der von Ericson angelegten elf Schleusen auf und nieder, die von dem mit der obern Elf durch einen Kanal verbundenen Merssee zu dem untern Flusse führen. Staunend hält man vor dieser künstlichen Schlucht, aus der sich Mastenippen erheben, und weiß kaum, für welches der beiden Schaustücke man mehr Bewunderung empfindet: für das Menschenwerk oder das Gebilde der Natur, bis man gewahr wird, daß sich die Erinnerung an beide nicht mehr formen läßt. Es ist ein einziger, ein bleibend großer, ein unverwundbarer Eindruck, den man heimträgt fürs Leben.

Die Durchstechung der Landenge von Panama.

(Bild S. 40 u. 41.)

Einundvierzig Kilometer, nicht mehr, ist der Steg breit, der Nord- und Südamerika verbindet. Von beiden Seiten stürmen die Wogen zweier Ozeane auf diesen schmalen Streifen Erde an,

und er hätte längst diesem Anpralle weichen müssen, wäre er nicht durch einen freilich noch ziemlich jugendlichen Gebirgszug gefestigt, wäre nicht zu noch besserem Schutze eine Reihe von Inseln vorgelegt, die den Andrang der Wellen abschwächen. Auch hat der Isthmus nicht seit jeher bestanden. Wir wissen von einer geologischen Vorzeit, in welcher die Fluten der beiden Ozeane sich mit einander mischten, und es ist, geologisch gesprochen, noch gar nicht so lange her, daß die Natur das Band geschaffen, welches der Mensch jetzt zu durchschneiden sich bemüht. Der Durchstich der Landenge von Panama ist im Werke, ein Kanal soll „von Ocean zu Ocean“ führen und die Passage vom stillen in den atlantischen Ocean wieder herstellen.

Am 22. Februar 1882 wurde mit den eigentlichen Erdarbeiten für den internationalen Kanal begonnen. Ueber die Vorgesichte dieses gewaltigen Unternehmens, dessen Tragweite für die Entwicklung des Handels- und Völkerverkehrs sich bloß ahnen läßt, haben wir seinerzeit in diesen Spalten (Jahrgang 1887, Heft 18, S. 432) näheren Bericht erstattet. Nach den damals gepflanzten Erhebungen glaubte der greise Unternehmer, Baron Ferdinand de Lesseps, die Vollenbung des Werkes bis zum Jahre 1889 in Aussicht stellen zu können. Daß daselbst ein ungemein schwieriges sei, das verheißte sich wohl niemand. Galt es doch auf der 73 Kilometer langen Strecke des Kanals nicht weniger denn 75 Millionen Kubikmeter Erdrich auszuwuchsen! Gar bald erhoben sich aber Schwierigkeiten noch anderer Art. Zwar wurden ungefähr 40,000 Arbeiter an dem Kanalbau beschäftigt, aber die wenigsten vermochten das Klima zu ertragen, und die Sterblichkeit unter den Leuten war eine ungeheure. Berichte vom Ende des Jahres 1884 meldeten, daß von zehn Patienten gewöhnlich neun starben. Man konnte sagen, daß jede Ausgrabung von einem Quadratfuß das Grab eines Arbeiters darstelle. Mitte 1887 schätzte man die Zahl derjenigen, welche seit Beginn der Kanalarbeiten, nach dem Ausbruche eines französischen Werkmeisters: „ont cassé leur pipe“, auf 80,000! Dabei ist zu berücksichtigen, daß man sehr bald zur Vermendung von Chinesen und Bewohnern der Antillen, meist Negerlingen von Negern und Karibenindianern, schritt, welche Klima und Arbeit noch am besten ertragen. Reist der großen Sterblichkeit waren es die heftigen Regengüsse, welche die Arbeit ungemein hemmten, indem sie die an den Kanalarbeiten ausgeführten Erdmassen wieder in die Ausgrabung hinabschwemmten. So waren denn Ende Januar 1884 erst 700,000 Kubikmeter ausgehoben. Schon etwa ein Jahr später mußte man erkennen, daß der Kanal in der ursprünglich vorgesehenen Zeit nicht vollendet werden könne, zumal es sich herausstellte, daß statt der veranschlagten 75 Millionen mindestens 111 Millionen Kubikmeter Erde auszuwuchsen seien. Ja, manche Ingenieure rechneten gar 120 Millionen heraus. Die Compagnie internationale des travaux interocéaniques hatte seinerzeit in Aussicht gestellt, daß vom 1. Januar 1884 ab 1 Million Kubikmeter im Monat ausgehoben werden können, aber erst im Jahre 1886 ward diese Zahl erreicht. Bis Ende 1885 waren 18,417,318 Kubikmeter, im Jahre 1886 11,727,000 Kubikmeter Erde bewegt worden. Die Hauptschwierigkeit des ganzen Baues liegt in der Durchstichung des Culabraberges (Schlangenberges), dessen Fuß eine Länge von 13 Kilometer hat. Dieser enthält nämlich stehendes Gebirge und befeuchtet seine Hänge deshalb mit Bergschliffen. Im Jahre 1886 mußten 78,000 Kubikmeter in das fertige Kanalbett hinabgerutschte Erdmassen aus letzterem herausgeschafft werden. Ja, noch schlimmer: die ganze Berglehne am linken Kanalufer ist durch die Ausgrabung ihrer Fußstütze beraubt und rückt nun mit einer Geschwindigkeit von 30 bis 45 Centimeter im Jahre nach der Kanalmittte zu. Eine andere technische Schwierigkeit könnte gleichfalls geeignet sein, dem Unternehmen den Todesstoß zu versetzen. Es ist die Ableitung des Rio Chagres, welcher in Schlangengewindungen die Kanallinie kreuzend, in der trockenen Jahreszeit ein unschuldiges Wasserlein, in der Regenzeit einen flutenden Strom darstellt. Mit ihm können die Ingenieure nicht anders fertig werden, als indem sie ihn ganz zur Seite lenken, in der Erwartung, daß er sich dann selbst an geeignetem Orte einen See zur Einmündung bilde.

Es ist kein Zweifel, daß es der fortgeschrittenen Technik unserer Tage gelingen werde, die angegebenen Schwierigkeiten zu bewältigen und das großartige Werk zur Vollenbung zu bringen. Aber es ist klar, daß dies auch nicht annähernd mit dem veranschlagten Kostenbetrage geschehen kann. Mit 600 Millionen Franken hatte die Gesellschaft versprochen, den Bau fertig zu stellen; schon Mitte 1886 waren aber an 700 Millionen verbraucht, was sich angesichts der geschilderten Sachlage leicht begreift. Das Leben in jener Gegend ist ungemein teuer, daher die zu gewährenden Löhne außerordentlich hoch sein müssen. Ein gewöhnlicher Tagelöhner erhält täglich 8 bis 10 Mark unseres Geldes, und trotzdem ist es fast nicht möglich, Arbeiter zu bekommen und zu erhalten. Aber auch die Verzögerung der Vollenbung nimmt natürlich erheblich, ja ungeheuer Geldkräfte in Anspruch. Bei dem unsichern Klima und desgleichen Boden des Isthmus kann niemand näher vorausschätzen, wann die Arbeit fertig sein werde. Doch schätzt der amerikanische Marineleutnant Rogers, welcher 1887 den stellvertretenden Präsidenten der Panamagesellschaft, Karl v. Lesseps, den Sohn des genialen Entwerfers, auf seiner Befichtigungsreise begleitete, daß noch sieben Jahre zur Vollenbung des Baues nötig seien, und berechnet die erforderlichen Gesamtkosten des Kanals, Unfälle nicht eingerechnet, auf 375 Millionen Dollars (= 1623,75 Millionen Mark) wirkliche Ausgaben. Diese immerhin gewaltige Summe zu beschaffen, müßte die Gesellschaft voraussichtlich Verpflichtungen für 700, ja vielleicht 900 Millionen Dollars eingehen, und es ist kaum wahrscheinlich, daß die französische Gesellschaft je diese Summe anvertraut erhalten werde. Unter so bewandten Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die ausgegebenen Panamaaktien sich längst nicht mehr verzinsen. Die Besitzer scheinen sich mit dem allerdings edlen Bewußtsein zu begnügen, ein Unternehmen von weltgeschichtlicher Bedeutung ermöglicht, einem Sieg des menschlichen Geistes über die Hindernisse der Natur die materiellen Waffen geliehen zu haben. Damit ist aber über die Schwierigkeiten der Lage nicht hinweggeholfen. Es müssen unbedingt weitere Mittel beschafft werden, was auf dem Wege einer Lotterie geschehen soll. Allein die Gelder fließen spärlich, und so wird die französische Gesellschaft wohl außer Stande sein, das Werk durchzuführen.

Es ist somit hauptsächlich die finanzielle Frage, welche dem Kanalunternehmen Verderben bringend werden kann. Dazu gesellt sich zu allem Ueberflusse noch ein weiterer, sehr möglicher Umstand. Die Vereinigten Staaten haben bekanntlich von jeher scharf zugehoben zur Einnistung Fremder behufs Gründung und Ausbeutung eines Unternehmens auf der westlichen Halbkugel. Die Monroe'sche Doktrin: „Amerika den Amerikanern“, scheint ihnen dadurch gefährdet. Sie beschloßen daher, den Panamakanal durch einen Konkurrenzbau einfach lahm zu legen. In seiner Vortragschaft vom 1. Dezember 1884 kündigte Präsident Arthur an, daß die Republik mit dem Freistaat Nicaragua durch Vertrag das Recht zum Bau eines Nicaraguakanals abgeschlossen habe, welcher ausschließlich unter nordamerikanischer Verwaltung stehen und die Freiheit des europäischen Verkehrs über Amerika beschränken soll. Ein solcher Kanal, freilich von viel größerer Länge als jener von Panama, ist in der That möglich. Flüsse und Seen bilden von San Juan del Norte (Greentown) am atlantischen Ocean eine vorgezeichnete Wasserstraße bis an den Westabhang der hier durchbrochenen zentralamerikanischen Kordillere. Urfundlich nachweisbar führen im sechzehnten Jahrhundert spanische Brigantinen bis in den großen Nicaraguasee. Die Ausführung dieses Konkurrenzbaues scheint nunmehr gesichert. Die Compagnie de Canal Maritimo de Nicaragua, als deren Vertreter der kubanische Ingenieur A. G. Menocal fungiert, hat 1887 durch rechtzeitige Erlegung der Kaution von 100,000 Dollars den erwähnten Vertrag mit Nicaragua festgemacht. Die Bedeutung einer solchen Konkurrenz springt in die Augen. Selbst wenn das Unternehmen, was wir glauben, betreffs der Ausführungszeit und der Kosten sich nicht viel praktisch als jenes des Herrn v. Lesseps erweisen sollte, so dürfte es doch den Erfolg haben, daß die Panamagesellschaft sich die noch erforderlichen Millionen nicht mehr so leicht, vielleicht gar nicht mehr wird beschaffen können, wenn die Konkurrenzgesellschaft ihre Aktien auf den Markt bringt. Deshalb wird man aber an der Sache selbst nicht verzweifeln müssen. Kann es die Privatgesellschaft nicht, so wird das große Unternehmen vom Staat, von Staaten, wenn es sein muß, aufgenommen werden, wenn der Panamakanal in der That die Bedeutung besitzt, welche man ihm in Berücksichtigung aller Verhältnisse zusprechen muß.

F. v. O.

Ueberraschte Viehdiebe.

(Bild S. 45.)

Zu den Uebeln, die sich in Südafrika den Bauern oder Pächtern in den Weg legen, gehört auch, daß dieselben ihrer Herden nicht sicher sind.

Schafdiebstähle werden von den Eingeborenen und Hyänenhunden häufig genug verübt; dann kommt es aber auch vor, daß Eingeborene ganze Herden wegtreiben. Das ist in der Regel Nachtlarbei. Die Herden geben sich Kaffern und Hottentotten mit großem Eifer hin. Bei einzelnen Schafdiebstählen werden die Tiere meist getötet und fortgeschleppt. Die Polizei kann man wegen der zu großen Entfernung nicht recht in Gebrauch ziehen, und so spielt jeder eben selber Polizei. Die Bauern reiten dann ihrem Eigentum nach und da kommt es häufig vor, daß wenn sich die Diebe nicht bald genug aus dem Staube machen, — oder wie unser Bild darstellt, wo die Boers einen andern Weg gegangen und ihnen in einem Hinterhalt auflauerten — erwischt werden.

Das Gesetz verbietet zwar solche Lynchjustiz, aber der Bauer denkt darüber ganz anders. Man kann da Leute treffen, die mit mehr Gleichgültigkeit von einem Kaffern, dem sie das Licht ausgeblasen haben, sprechen, als die deutschen Sonntagsjäger von einem selbst erlegten Rehbock oder Warde. Wenn der holländische Kolonist am Kap thun könnte, wie es ihm beliebt, würde er jeden Schwarzen tothschießen und bloß diejenigen leben lassen, die er zu seiner Arbeit nötig hat.

In einem Buch über Südafrika sah ich, daß noch nicht allzu lange her die Boers in hellen Haufen ausritten und die Bushmänner (eine zwerghafte Hottentottenrasse) wie Hasen zum menschenschießen, Weiber und Kinder nicht ausgenommen. 1885 brachte eine Kapstadtzeitung die Neuigkeit, daß zwei Brüder, als sie hörten, daß Bushmänner in der Nähe seien, ausritten, um Jagd auf dieselben zu machen. Als sie sich einem Gebüsch näherten, erhielt einer der jungen Männer einen vergifteten Pfeil in den Leib und starb nach ein paar Minuten.

Viele Bushmänner haben die Eigenheit, daß sie, — wenn beim Viehdiebstahl überrascht — ehe sie davonlaufen, den Tieren die Sehnen der Hinterbeine durchschneiden oder ihre vergifteten Pfeile auf sie abfeuern.

Ich kenne einen Fall, wo ein Bauer, ein Schotte, an der Natalulandgrenze einiger Rüsse beraubt wurde. Er hörte, wo die Tiere sind und begab sich sofort an Ort und Stelle. Mehr menschenfreundlich als die Boers suchte er den schwarzen Räubern ihr Unrecht begreiflich zu machen. Damit hatte er aber wenig Glück. Die Rüsse fielen über ihn her, warfen ihn mit Steinen und — wie er selbst sagte — war er froh, mit dem Leben davonzukommen. In ganz Südafrika ist man einig darüber, daß bloß die Boers es verstehen, die Eingeborenen zu behandeln.

Als ich nach Südafrika kam, fiel mir die scharfe Behandlung, die man da den Negern zukommen läßt, sehr auf, änderte aber sehr bald meine Ansichten.

Neger haben vom Ehrgefühl im europäischen Sinne keine Idee. Man muß ihnen zeigen, daß man der Baas (Herr) ist; das ist aber nur durch scharfe Behandlung möglich. Läßt man diese Leute bloß an, so halten sie das für Achtung und erlauben sich Freiheiten aller Art. Ihnen durch Worte Fehler begreiflich zu machen, wäre Zeitverschwendung und hat gar keine Wirkung. Eine Tracht Prügel ist die beste Medizin. Das mag nun christlich und feinfühlernden Menschen zivilisierter Länder nicht einleuchten, aber Erfahrung lehrt besser.

Dazu eine kleine Erläuterung:

Wir hatten ein vierzehnjähriges Kaffernmädchen als Dienerin; sie war sehr ansehnlich, hatte gute Manieren. Lang sehr schön und hatte sonst sehr gute Eigenschaften. Das alles veranlaßte meine Frau, wie viele europäische Damen vor ihr es thaten, zu versuchen, etwas aus ihr zu machen — aber vergebens. Meine Frau

fand heraus, daß sie Schnupstafel laute, und wenn wir sie allein ließen und nach Haus kamen, war sie jedesmal betrunken. Schickte man sie einen Gang, so blieb sie stundenlang aus. Mein Vorschlag, daselbe zu thun wie andere Leute: ihr ein paar Ohrfeigen zu geben, fand bei meiner Frau kein Gehör. Eines Tags durch ihr überlanges Ausbleiben sehr in Unannehmlichkeiten verlegt, schickte meine Frau nach ihrer Mutter. Dieselbe kam und nach einiger Auseinandersetzung nahm die alte Dame meine Reue mit sich und bestrafte sie nach ihrer Weise. Meiner Frau gab sie dann den guten Rat, ihrem Beispiel zu folgen, dann würde sie aus Kathrine ein gutes Mädchen machen. Diesen schlagenden Beweis machte sich meine Frau zu nutzen und Kathrine wurde wirklich ein gutes Mädchen.

Heiner Egerdörfer.

Das Kloster Schönthal in Württemberg.

(Bild S. 41.)

In einem anmutigen Thale am linken Ufer der Jagst liegen die stattlichen Gebäude der vormaligen Cisterzienserabtei Schönthal. Die Klosteranlage mit ihrer doppelthürmigen Hauptkirche und der freundlichen Abtei, um welche sich ein Kranz niedriger, langgestreckter Nebengebäude und eine wohlgehaltene Ringmauer mit hübschen Thürmen legt, macht auf den Wanderer einen ebenso vornehmen als gewinnenden Eindruck: zur Linken Rebhalden, an deren Abhängen ein zwar nicht weithin berühmter, aber milder Wein reift. Ueber den Weinbergen blüht das Storchentürkchen, eine Warte, die man schon, ohne geschichtlichen Grund, als ein Zuginsland des Ritters Götz von Berlichingen in Anspruch nehmen wollte, neugierig in die Ferne. Weiter hinauf verliert sich das freundliche Grün der Weingärten und der sonstigen Gärten im Dunkel der prächtigen Buchen des Storchentürkchens. Rechter Hand blüht über fastigen Wiesen der Spiegel des Flusses, an dessen jenseitigem Ufer die steile Halbe des „Studentenwäldchens“, bis hart an das Kloster sich hinziehend, aufsteigt. Im Vordergrund die langgestreckte, etwas fahle Wand des Benediktusberges mit seinem nördlichen Vorsprung, dem kapellengelächerten Kreuzberg, eine Wand, die dem landschaftlichen Bild einen wirksamen Hintergrund leiht.

Wir schreiten über die Brücke, am Steinbild des heiligen Remond über und stehen nun an der Nordwestecke der Umfassungsmauer, die mit ihrem nicht allzu tiefen Graben und ihrem mächtig hohen Rundturm sich immerhin ein wehrhaftes Aussehen gibt.

Nachdem wir uns in dem etwas bergauf gelegenen Gasthof „zur Post“ gestärkt, betreten wir den weitgedehnten inneren Klosterhof; der Hof auf der Brunnensäule ist eine Anspielung auf den Namen des letzten Abtes Maurus (1784—1802). Wir haben die gegen Westen gerichtete Schauseite der Abtei und ihrer Kirche vor uns.

Der Grundstein der letzteren wurde im Frühjahr 1708 von dem bauleistigen und reingewandten Abt Benedikt Knittel aus Lauda (1684—1732) gelegt, dessen Namen man schon manchmal mit der Erfindung der Knittelverle in Verbindung bringen wollte.

Dreifach, mit toskanischen, ionischen und korinthischen Pilastern, baut sich die Schauseite der Kirche auf, die Türme in sich begreifend, die noch um ein Stodwerk über den begiebelten Mittelbau aufsteigen, von da an achtzig werden und in je ein fünftes Geschloß mit Kuppeln und Laternen endigen. Fenster oder Nischen mit Bildsäulen beleben die Wandfläche zwischen den Pilastern. Auch das Hauptthor ist mit Säulen, Heiligenbildern und Engelfiguren geschmückt. Auf dem Giebel steht ein großes feineres Christusbild mit dem Kreuz.

Bemerkenswert ist an der Nordwestecke die Priesterjubiläumssäule des Abtes Angelus Münch (aus Ommersdorf, 1732—61), aus zwei erstaunlich hohen, schlanke Werksteinstüben in kaum erkennbarer, auch durch das Wappen des Abtes verdeckter Fuge zusammengekehrt. Diese Westseite der Kirche zeigt, was der nicht allzu sehr überladene Rokoko Stil Bedeutendes leisten kann.

Weit einfacher gehalten sind die Langseiten des Gotteshauses, von denen uns die nördliche ins Auge fällt. Hohe Fenster, teils mit Stühbügen, teils mit Giebeln, und ein Querschiff, über dessen Kreuzung eine achteckige Kuppel aufgesetzt ist, verleihen dieser Langseite die nötige bauliche Gliederung.

Einfach gehalten ist auch der Chor der Kirche, der gegen außen rechtlich absteht. Auf der Höhe des gewölbten Chorfrieses steht ein aus Kupfer getriebenes, stark vergoldetes Marienbild, das mit seiner Strahlentrone im Sonnenschein prächtig funkelt.

Am nördlichen Hauptturm in der Höhe sieht man die beiden gezähnten Hirsche des Abtes Knittel, sowie seinen Pudel, die ihren Herrn, als er das Fortschreiten des Bauewerks besichtigte, auf dem Gerüst bis hierher zum Dachstuhl begleiteten, in Stein verewigt.

„Ein groß roter Hirsch kommt einem Hund
Reht ihm Herrn frisch und gesund
Auf diesem Ploß vor Zeiten kund.
Mit Wahrheitsgrund
Sei dieses kund“ —

meldet eine dabei stehende Inschrift.

Das Innere der Kirche stellt sich als ein leichter, freundlicher, nicht ohne künstlerischen Gedanken durchgeführter weichevoller Raum dar. Die Verteilung der Hauptmasse ist klar und schön, die Nebensäule und Nebengänge ordnen sich gefällig ein, die Verhältnisse sind schlank, die Farben von mittlerer heiterer Gelblichkeit.

Man kann im ganzen fünfundsiebenzig Kuppeln zählen, welche die dreißigste, mit Deckmalen, Fresken, Stuckaturen reich geschmückte Halle überwölben. Schön in Holz geschnitten Chorstühle stehen zu beiden Seiten des Chors, eine zierliche Rokokoanlage ist an der Empore angebracht. Tüchtige Schmiedearbeit aus dem Jahr 1727 zeigt das Gitter, wodurch Querschiff und Chor vom Langhaus getrennt sind.

Die Kirche zählt nicht weniger als elf Altäre, darunter ein Hochaltar aus den Jahren 1680—90 mit zwei schönen Altarblättern, die Himmelfahrt Mariä darstellend, und fünf in reicher

Spätrenaissance gehaltene, größtenteils aus Alabaster angefertigte Nebenaläre.

Außerdem birgt die Kirche eine Anzahl von Grabdenkmälern und Erinnerungstafeln, die zum Teil bedeutend alter sind als das Gebäude: so die Erzbilder des Ritters Konrad von Weinsberg und seiner Gemahlin Anna aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, die Grabplatte des Klosterkisters, des Ritters Wolfram von Bebenburg (gestorben 1157), und des ersten Abtes Herwig (1157—1177), die Gestalten des Papstes Alexander III. und des Kaisers Friedrich Barbarossa. Besonders hervorzuheben ist das an einer Säule angebrachte, kunstvoll in Marmor ausgeführte Reliefbild des heiligen Bernhard von Clairvaux.

Seit dem Jahr 1810 ist ein größerer Teil der Klostergebäude einem der vier „niederen Seminare“ Württembergs (die drei anderen sind Blaubeuren, Urach, Maulbronn) eingeräumt, das heißt einer Vorbildungsanstalt für künftige evangelische Theologen.

Dem evangelischen Gottesdienst ist ein schöner, geräumiger Saal in dem Südwestflügel der Abtei eingeräumt, zu deren Besichtigung wir nunmehr übergehen.

Die großartige Schauseite der Abtei zeigt drei Fensterreihen zwischen riesenhaften toskanischen Pilastern, darüber das stattliche Hauptgesims, auf den Flanken noch je einen Zwerchstock mit ionischen, in der Mitte einen hohen, geschweiften Giebel mit korinthischen Pilastern. Eine schöne Freitreppe führt uns in die Halle des Mittelbaues, wo eine gewundene Doppelstiege zu schwindelnder Höhe hinaufführt. Das Freskodenkmal der Halle stellt „den Triumph der Kirche über alle Völker der Erde“ dar. In den Ecken sind die vier Jahreszeiten abgebildet.

In der Abtei befindet sich neben den vielen mit dem Zweck der klösterlichen Bildungsanstalt zusammenhängenden Wohn- und Arbeitsräumen auch der „Ordenssaal“, ein im Rokoko Stil zierlich ausgestattetes Gelaß. Der Fußboden ist mit Marmorflecken belegt, Wände und Decke mit Bildwerken geziert. Besonders anziehend sind die Tapeten, welche aus mehr als dreihundert in Öl gemalten, 40 Centimeter hohen Abbildungen der verschiedensten Mönchs-, Nonnen- und Ritterordenstrachten bestehen, welche indes mehr auf naturgetreue Ausführung als auf künstlerischen Wert Anspruch machen.

Die Abtei ist etwas jünger als die Kirche, sie wurde unter dem Abt Angelus Münch vom Jahre 1738 an bis gegen 1753 aufgeführt. Durch einen Mittelbau (aus dem Jahr 1737), der von West nach Ost läuft, ist sie mit dem der Abtei entsprechenden wenig älteren und weit einfacher als die Abtei gehaltenen neuen Konventsgebäude verbunden. Im Südostflügel des Konvents lassen sich zu ebener Erde noch Bauüberreste der mittelalterlichen Klosteranlage, namentlich eine schöne Wendeltreppe mit den Jahreszahlen 1548 und 1568 entdecken.

Im Nordostflügel des Erdgeschosses enthält der die Kirche mit der Abtei verbindende Kreuzgang eine Menge in Stein gehauener Grabdenkmäler. Wertwürdig ist uns vor allem das Grab des Ritters Götz von Berlichingen, dessen eiserne Hand in dem etwa eine Wegstunde entfernten Schloß zu Jagsthausen aufbewahrt wird. Der durch Goethes Dichtung unsterblich gewordene fränkische Heldenkrieger erhielt, obwohl der evangelischen Lehre zugewandt, hier im katholischen Kloster neben anderen Gliedern seines Hauses sein Erdbegräbniß. Der Ritter, mit treuerzigem bürgerlichem Entschluß, ist in Stein dargestellt. Die Inschrift auf dem Grabstein meldet, daß der edle und ehrenvolle Gottfried von Berlichingen im Jahr 1562, den 23. Juli um 6 Uhr abends, zu Hornberg, einer von Götz erkaufte Burg am Neckar, Todes verschied sei. Außerdem noch einige Plakette. Die ausführliche Inschrift der schönen Erzplatte an der Wand gegenüber hat im wesentlichen denselben Inhalt.

Die anderen Grabdenkmäler reichen bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück.

Was von den Gebäuden der vormaligen Cisterzienserabtei zunächst ins Auge fällt, stammt also aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wir würden aber etwas veräumen, wenn wir über den neueren Prunkbauten die aus früherer Zeit erhaltenen Gebäulichkeiten, namentlich die alte, rechtwinklig angelegte Abtei mit ihrem zierlichen Gitterpforten und ihren fünf fast und reich gehaltenen Renaissancegiebeln, ganz übersehen würden. Diese alte Abtei stammt aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Wollen wir aber das älteste uns übrig gebliebene Bauelement der Cisterzienserabtei besichtigen, so müssen wir in dem schmalen, schattigen Vorhof gegen Norden die Arianskapelle aufsuchen, deren vierseitiges Helmdach sich auf unserem Bilde links so hübsch heraushebt. Der Turm zwar ist erst 1620 errichtet, allein das streng schöne frühgotische Maßwerk der nördlichen Langseite weist auf frühere Zeiten zurück. Jetzt ist das Kirchlein ein Magazin. Alle sonstigen mittelalterlichen Gebäulichkeiten der Klosteranlage sind entweder teils im Bauernkrieg (1525), teils im Schwedenkrieg (1631) zerstört oder von den Mönchen selbst dem Baueifer späterer Geschlechter zu lieb abgetragen worden: so namentlich die noch im romanischen, beziehungsweise im Uebergangsstil gehaltene Hauptklosterkirche, welche wir nur aus einer Abbildung vom Jahre 1686 kennen.

Das Arianskirchlein aber zählte zu den tüchtigsten frühgotischen Bauten Württembergs und ist eine der wenigen noch erhaltenen Vorhofkapellen der Cisterzienserklöster — Kapellen, dazwischen auch den Frauen Zutritt gestattet war.

Durch das Hauptthor an der Nordseite treten wir nun wieder aus dem Bann des Klosters und besichtigen noch in der Nähe über dem Thorbogen ein auffallend schönes Steinbild der auf dem Halbmond stehenden Himmelskönigin, der Beschützerin sämtlicher Cisterzienserklöster, sowie das kunstreich gearbeitete, von zwei Engeln gehaltene Wappen der Bebenburger und das des Abtes Fuchs. Das Wappen der Bebenburger (zwei Türme) erinnert uns daran, daß die ganze Klosteranlage von einem edlen Herren Wolfram von Bebenburg gegründet worden ist, der im Jahr 1149 glücklich aus einem Kreuzzug zurückgekehrt war.

Ehe wir uns nun nach gründlicher Umschau aufmachen, als rüstige Fußwanderer die Bahnstation Dörningen zu erreichen, geben wir dem ritterlichen Gründer der Cisterzienserabtei das Zeugnis, daß er den Platz für seine geistliche Siedlung wohl gewählt hat und daß der Ort den Namen verdient, den ihm die Mönche geschenkt haben: Schönthal, Speciosa vallis.

Wer ist sie?

Roman

von

Hans Waghenshausen.

(Fortsetzung.)



Wochen waren so vergangen; Ellen Fenland fühlte sich erstlich wohl in ihrer Umgebung. Sie gab wenig aus, war sparsam, hatte keine Bedürfnisse und eine unverwundlich gute Laune. Sie machte täglich Spaziergänge, auf denen Erna sie begleiten mußte, fuhr zuweilen nach Köln hinüber, um sich Geld zu holen, wie sie sagte, doch wünschte sie niemals, auf diesem kurzen Ausflug begleitet zu werden.

kehrte sie zurück, so erzählte sie gerne mit harmloser Miene von ihren Begegnungen, kleinen Abenteuern auf dem Trajektschiff, und betonte, daß sie doch auf der ganzen Ueberfahrt von Amerika nicht einmal ein solches gehabt habe.

Diese Begegnungen mochten allerdings unvermeidlich sein; Erna war gewohnt, daß die hübsche Amerikanerin auf ihren gemeinschaftlichen Promenaden von den Männern, wenn man diesen nicht ausweichen konnte, bemerkt wurde, und schähte an derselben die Unempfindlichkeit, mit welcher sie diese Huldigungen an sich abgleiten ließ.

Nur eins hatte ihr der Zufall in letzter Zeit verraten, daß nämlich die junge Witwe auch ihre sehr melancholischen Momente hatte, aus denen sie nervös, erschreckt aufsprang, wenn sie überrascht wurde. Indes, auch das war so erklärlich: wie unberührt von der Welt Ellen auch erscheinen mochte, sie mußte immerhin schon manches erlebt haben, denn sie war ja Witwe, und sie in dieser Richtung neugierig erschließen zu wollen, das betrachtete Erna wie eine Indiskretion. Ellen war Gast im Hause, sie störte niemand und hatte also Anspruch auf die subtilste Behandlung.

Hatte Ellen Geheimnisse, so fehlte es ja auch der Familie nicht an einem solchen, das man ihr sorgfältig zu verbergen suchte, und betrachtete man sie mit Recht wie einen Engel im Hause, so fehlte doch der Himmel in demselben, denn in elenderer Stimmung als an diesem Morgen hatte sich, wie gesagt, der Baron nie angeschickt, dem gewohnten Morgenruf seiner Gattin zu folgen.

Während er nämlich noch in seiner Manfarte steht, wird's ihm dunkel vor den Augen bei der Vorstellung, wie er den Seinigen heute entgegentreten sollte.

„Wie glaubwürdig klangen doch die Versicherungen, die er mir in seinen Briefen gab!“ murmelt er vor sich hin. „Mir that das Herz weh, als er von seinen kleinen Kindern sprach! Nur eine Frist wollte er ja gewinnen; ich hätte mich schämen müssen, wenn ich's ihm versagte! Und die Beteuerung, daß alles sich so verhalte, die seine Frau dem letzten Brief hinzugefügt — alles Unwahrheit! Er hat sich zum Verfallstage davongemacht und sitzt drüben auf dem andern Ufer, wie mir gestern abend verraten wurde! Er wagt es nicht einmal, herüber zu kommen und mir vor Augen zu treten, und ich —“

Sein Blick fällt auf die Pistolen, auf die Jagdflinte über seinem Bett; aber er schließt die Augen, sich abwendend und die Hand von sich streckend. Er wankt zum Zimmer hinaus, schleicht die kurze Treppe hinab und steht vor der Thür zur Veranda, mit der Hand über das Gesicht fahrend, um die Kummerfalten zu glätten. Erschreckend aber fährt er zusammen, da ein weicher Arm sich von hinten in den seinigen schiebt, die helle, drollige Stimme Ellens ihm ins Ohr klingt: „O dear Baron!“ und das reizende Stühnäschen in dem lieblichen Profil an seiner Seite auftaucht.

Mühsam erzwingt er ein Lächeln, und sie macht es ihm leichter, nach Fassung zu ringen, denn sie erzählt ihm, mit ihrer Lieblingslektüre, einer amerikanischen Zeitung, in der Hand, daß sie ihre Frühpromenade verschlafen, und wie er sie, noch verwirrt, anschaut, sieht er sie in einjäscher, aber kosteter weißer Morgenrobe, in der er sie sonst nur um Sonnenaufgang durch den Garten hatte schweben sehen.

Das verschönt für den Moment seinen Gram, denn Ellen war im stillen immer ein Gegenstand seiner Bewunderung. Er läßt sich von ihr auf die Veranda führen, und erst als er Erna und die Gattin seiner bereits harren sieht, kehren in ihm die Wolken wieder zurück. Qualen erleidet er im Bemühen, sorgenlos zu erscheinen, und seine Nerven erlahmen zuweilen in krampfhafter Ueberanstrengung. Ernas hin und wieder so ernst fragend auf ihn gerichteter Blick bringt ihn außer Fassung; er hat längst geahnt, daß den Seinigen nicht ganz unbekannt geblieben sein könne, was er ihnen verschwiegen, und wie er jetzt am Morgen die Augen der Gattin bemerkt, erscheinen sie ihm übermüdet durch Schlaflosigkeit.

Ellen in ihrer Lebhaftigkeit und ihrer stets gleichen Laune führt inzwischen die Unterhaltung und Erna lächelt wohl, aber er hätte blind sein müssen, wenn er nicht selbst die Wandlung beobachtet, die auch in diesem sonst so blühenden Gesichte vorgegangen.

Unter einem Vorwand erhebt er sich und tritt an die Brüstung. Es war die Zeit, um die der Postbote kommen mußte, dem er selbst die Briefe abzunehmen gewohnt. Und er sieht ihn jetzt eben kommen; er geht in den Flur und wartet mit ahnungsvoller Unruhe. Die Tritte des Boten im Garten lassen ihn erzittern. Derselbe erscheint in der Thür und überreicht ihm ein Schreiben.

„Von ihm!“ Es wird ihm leichter in der Brust. Seines Bruders Handschrift auf dem Couvert! An den Pfosten der Treppe gelehnt, erbricht er den Brief, der den Stempel des Städtchens gegenüber auf dem andern Rheinufer trägt. Der Bruder schreibt ihm sicher, er komme selbst, um zu zahlen! Aber jeder Blutstropfen weicht aus seinem Gesicht, während er liest, was da mit flüchtiger Hand geschrieben:

„Kannst auch Du den Wechsel nicht zahlen, so bleibt mir nur eine Kugel! Gott erbarme sich meiner Kinder!“

Haltlos und mit zitternden Knien steht er an den Pfosten gelehnt. Da erscheint vor ihm eine Gestalt, die seine verschleierte Augen nur in ihren Unrissen erkennen — Norbert, der atemlos durch die Hintertür des Gartens gekommen, um der Mutter nicht zu begegnen. Der Baron schließt die Augen; er wagt nicht, den Sohn anzublicken.

„Um Gottes willen, Vater!“ hört er dessen Stimme. „Ein Donnerschlag traf mich heute morgen als ich mich anleidete! Der Rechtsanwalt Herbart, mein Freund, sandte mir vor den Bureaustunden die Nachricht, er habe eine große Wechselklage gegen Dich! Ich eilte hieher! Sag, was ist dies? Meine Füße vermochten kaum, mich hier heraus zu tragen — die arme Mutter! Weiß sie davon?“

Baron Brünig steht noch immer wie gelähmt. Sein Gehirn hat noch keine Denkkraft, in seinem Ohr tobt es, und dennoch hat er ahnungsvoll verstanden, was Norbert sprach. Sein Sinn sinkt auf die Brust.

„Aber so sprich doch, Vater! Sag mir nur ein Wort zur Beruhigung! Ich kann vielleicht vermitteln bei Herbart... Frist gewinnen!“ Verzweifelt faltet der junge Mann die herabhängenden Hände. Der Anblick des Vaters aber gibt ihm keinen Trost; er überschaut mit Entsetzen die ganze Lage desselben.

Der Baron hebt endlich, ohne aufzublicken, die Hand und reicht ihm das Schreiben.

„Gott im Himmel!“ ruft Norbert entsetzt, als er gelesen, „das thatest Du, konntest Du thun für ihn, den Du selbst einen Unverbesserlichen nanntest!“

Der Vater wagt nicht, auszusprechen, was ihm das Herz zerreiht: die trostlose Ueberzeugung, den unwahrsten Vorpiegelungen seines zehn Jahre jüngeren Bruders noch einmal geglaubt zu haben, der sich und seine Familie auf Kosten der Seintigen zu retten gesucht!

„Siehst Du irgendwie die Möglichkeit, zahlen zu können?“ fragt Norbert endlich ratlos.

Der Baron schüttelt stummstinnig den Kopf.

„Wohlan, so muß ich sehen, was ich bei Herbart erreichen kann. Laß die arme Mutter noch nichts erraten! Herbart kennt leider bereits Deine Lage, denn er sagte mir, er habe schon verschiedene Mandate gegen Dich in Händen!“

Auf den Vater macht das keinen Eindruck mehr. Seine

Bruderliebe auf eine solche Weise gemißbraucht zu sehen, das muß ihm das Herz brechen, seit er das Los der eigenen Kinder jeht vor Augen hat.

Norbert war inzwischen fortgeeilt; er hört die schnellen Tritte des Sohnes im Garten, schrickt aber zusammen, als er dicht hinter sich die Stimme seiner Frau hört: „Was wollte Norbert hier... Aber, mein Gott, was ist Dir widerfahren? Hat er eine unangenehme Nachricht gebracht? Wie siehst Du aus!“ Er fühlt ihre Hand auf seiner Schulter. Aber unter dieser Hand sinkt er, von einer Ohnmacht ergriffen, auf die untersten Stufen der Treppe.

Niemand im Hause ahnte während der nächsten Stunden, was geschehen, denn Norbert hatte den Brief mit sich ge-

kommen... Warum kommt er nicht mehr... Dear me!“ rief sie, mit Erröten in den Garten hinausblickend. „Da geht Mister Norbert, und so erschauert!“

Sie blickt ihm nach, die Hand auf das Herz legend, mit einem weichen, verschwimmenden Ausdruck ihrer klugen grauen Augen, und diese folgten ihm bis er im Garten verschwunden. „So sah ich ihn noch nicht“, flüsterte sie, unverwandt in derselben Richtung blickend, denn Norberts Antlitz war durch den hastigen Gang von der Stadt her gerötet, seine Augen hatten so heiß geblickt, das dunkle Haar hatte, wie er mit dem Hut in der Hand daher geeilt, seine Stirn so wild umflattert.

Ellen riß sich los von dem Eindruck; sie strich die Locken zurück, ließ sich in den Stuhl sinken und blickte zerstreut, über sich selbst verlegen, wieder in die Zeitung.

„Es ist nicht gut!“

O no!“ flüstert sie, aber um zu vergessen, durchfliegt sie nervös die langen Spalten der Zeitung. Da plötzlich tritt das Blut aus ihren Wangen. „Heaven!“ ruft sie, immer auf eine Stelle blickend, und mit zitternden Händen legt sie endlich das Blatt zusammen und birgt es in der Tasche ihres Kleides. Sie erhebt sich unruhig, tritt an das Laubfenster und starrt in den Garten. Ihre Lippen zittern unverständliche Worte und verschwunden ist aus ihren Zügen das harmlos kindliche Lächeln, das sonst ihr eine so unvergleichliche Anmut verliehen.

Mit bebendem Herzen steht sie da, lange, bleich, so daß die wenigen leichten Sommerprossen um das Stuhnrädchen, die sonst auf dem zarten Teint nur eine Schattierung bildeten, sich deutlicher zeichnen; ein leichtes Frösteln durchläuft ihre Glieder. Dann plötzlich auffahrend, als erschreckt sie, sich in ihren Gedanken verloren zu haben, blickt sie gescheucht umher und lauscht.

Tiefe Stille im Garten und im Hause. Sie öffnet die Thür zum Flur; niemand ist dort. Als habe sie etwas Böses begangen, huscht sie über denselben, tritt in ihr Zimmer, dessen Fenster so traulich von Gaisblatt überrankt, schließt die Thür fest hinter sich zu und wirft die Zeitung, die ihr eine glühende Kohle zwischen den Fingern, weithin auf den Boden.

„Wenn sie nur käme!“ Sie weiß ja, wo ich bin! Wenn ich sie zu finden wüßte, wenn nur ein Brief sie fände! Ich weiß ja nicht, wo sie jetzt ist!“ flüsterte sie in höchster Unruhe... Und dennoch schrieb sie an dem Tage mit fieberhafter Hand einen Brief, adressierte ihn an Lady Clinton in Brighton und brachte ihn bei Einbruch der Nacht zur Post.

5. Ein neues Anglisch im Hause.

Wenige Tage sind verstrichen. Ellen Fenlands heiteres Temperament bleibt getrübt. Sie sucht die einsame Laube unter dem Stromufer und sitzt dort stundenlang, vermeidet die Promenade der Stadt, auf der sie sich sonst gern bewegt, und wenn sie sich auch bemüht, in der Unterhaltung mit der Familie heiter zu erscheinen, es liegt ein Schleier auch über ihrem Gemüt. Selbst der Hausmagd war bereits mancherlei aufgefallen, denn sie fragte Erna eines Morgens, ob Mistress Fenland abzureisen gedenke; sie habe nämlich bemerkt, daß dieselbe in ihrem Zimmer ihre kleinen Lieblingsachen auf ihrem Tisch entfernt und wahrscheinlich schon in ihren Koffer verschlossen.



Kloster Schöenthal in Württemberg. Originalzeichnung von Julius Fehr. (S. 43.)

nommen, um dem Anwalt die Entstehung dieser Schuld klar zu machen. Der Baron war zwar auf seinem Lager wieder zu sich gekommen, aber wie sprachlos lag er da und drückte nur einmal, das Antlitz abwendend, der Gattin die Hand, als diese sich über ihn beugte. Man sandte nach Norbert, erhielt aber die Nachricht, daß er schon in der Gerichtssitzung sich durch einen Kollegen habe vertreten lassen.

Mistress Fenland saß inzwischen allein in der Galerie, da die beiden Frauen oben beschäftigt waren, und las den Roman in der amerikanischen Zeitung.

„Die Familie scheint nicht glücklich zu sein!“ sagt sie sich endlich, aufschauend. „Poor Miss Erna! Sie hat eine Liebe — den jungen Mann, der hier sonst ins Haus



Heiner Eyndörfer
Sydney 37.

Überfallige Viehdiebe. Originalzeichnung von Heiner Eyndörfer. (S. 42.)

Erna empfand das schwer. Ihr fehlte das erheitende Element, das so wohlthuend auf ihre eigene gedrückte Stimmung gewirkt. Sie wagte nicht, die junge Witwe zu fragen; Ellen würde, selbst wenn sie es wußte, ihr nicht gestanden haben, daß sie von anderen über die zerrütteten Verhältnisse der Familie, in deren Schoße sie lebte, näheres erfahren; denn nur dies konnte nach ihrer Ueberzeugung solche Wandlung verursacht haben.

Sie hätte ihr sagen mögen, daß ja durch Norberts Bemühen ein wenig Licht in diese Verhältnisse gekommen, aber sie wagte auch das nicht, denn der Bruder hatte eben doch nur eine Wechselfrist erreicht. Er hatte nämlich in seiner Verzweiflung sich brieflich an seinen intimsten Freund und Corpsbruder, den Sohn eines Reichsummittelbaren gewendet, ihn um Hilfe bittend; dieser war keine Hoffnung; aber der Freund war auf einer langen Reise, gegenwärtig in Aegypten, sein Brief sollte ihm erst nachgefaßt werden. Es waren also bange Wochen, die noch bevorstanden, und ob sie wirkliche Hilfe bringen würden?

Ellens Antlitz klärte sich freilich nach kurzem wieder; sie lächelte auch wieder wie früher, aber doch merkbar nervös, wenn sie mit den Damen beisammen war, und zuweilen kamen ihr auch wieder ihre drolligen Einfälle auf die Lippen; aber Erna meinte, das sei nur die Folge eines geheimen Entschlusses; Ellen verlasse sie gewiß nur ungern, aber sie werde eines Tages von ihrer Abreise sprechen.

Selbst Baron Brünig, dem der Gast unentbehrlich geworden, mußte ein ähnliches Gefühl haben; er, der schwer beladen mit dem Bewußtsein umherging, die Seinen ins Unglück geführt zu haben, er blickte, wenn er, die Einsamkeit suchend, auf seinem Mansardenbalkon saß, so traurig auf sie herab, sobald er sie im Garten bemerkte, als empfinde er jetzt schon die Trennung von einem Wesen, das ihm in seiner Trübsal so manche frohe Stunde bereitet.

„Aber freilich,“ setzte er für sich hinzu, „wo der Teufel sich eingenistet, da bleibt der Engel nicht; und wenn sie fort ist, wird's mir doppelt schwer, Frau und Kinder in die Augen zu sehen, wenn sie auch alles thun, um mir jeden stummen Vorwurf zu ersparen. Norbert macht zwar eine so zuversichtliche Miene, er rechnet mit Sicherheit auf den jungen Fürsten, seinen Freund, aber er ist noch zu jung, um zu wissen was Freundschaft ist, wenn fremde Not sie auf die Probe stellt; so mag's denn am besten sein, wenn der liebe Gast uns wieder verläßt, ehe hier alles zu Ende geht und ich mit den Meinigen...“

Keine Miene verriet inzwischen an Ellen Jenland, daß sie wirklich Kenntnis oder Ahnung von dem habe, was die Familie bedrückte. Man verheimlichte ihr alles sorgfältig und Ernas Stolz hätte es nicht über sich vermocht, dies freiwillig zu bekennen. Auch das plötzliche Unwohlsein des Vaters war ja schnell vorübergegangen, und schließlich hatte Ellen selbst ihren Kummer, den sie ihrerseits zu verbergen bemüht.

Wenn nämlich früh morgens der Postbote die amerikanische Zeitung brachte, lag sie bereits wartend im offenen Fenster und empfing das Blatt aus seiner Hand. Hinter verschlossener Thür sah sie dann da und überlag erst den ganzen Inhalt der langen Spalten mit heißen, bängenden Augen, atmete darnach auf, ruhte aus und gab sich endlich an die Lektüre; aber auch so nervös, zuweilen asthmatisch nach Luft suchend, als steige ihr die Beengung aus der Brust auf. Sie ließ die Zeitung in den Schoß sinken, kreuzte die Arme auf der Brust und starrte vor sich hin, flüsterte leise Worte, öffnete die Augen plötzlich weit und erschreckend in jähem Affekt, sprang auf, setzte sich an das Pianino und sang mit ihrer nicht kräftigen, aber melodischen Stimme fremde Melodien, denen Norbert so gern zugehört, wenn er abends die Seinen besuchte; oder sie warf die Morgenrobe von sich und kleidete sich hastig an, um hinaus in den Garten zu eilen und sich draußen am Stromufer in der frischen Rheinluft zu beruhigen.

Und wiederum: wenn sie abends ihr Zimmer suchte, um sich zur Ruhe zu begeben, sah sie im Nachtgewande lange auf dem Sopha in unruhigem Ueberlegen; das Blut stieg ihr dann wohl plötzlich ins Antlitz, sie öffnete die Fenster weit, um der bedrängten Brust Luft zu schaffen, packte ihre Kleidungsstücke und was sonst ihr gehörte, that alles in den Koffer, zog den Schlüssel des selben ab und — bereute wieder die Mühe, während sie schlief und mutlos inmitten des Zimmers stand.

Ein andermal legte sie sich in das offene Fenster, dessen Laubrahmen ihr Antlitz und die weißen runden Arme verdeckte, und lauschte auf die Stimme Norberts in der Galerie, vor dem sie sich zurückgezogen, als sie seine Tritte im Garten gehört. Sie barg dann wohl die Stirn in die Hand oder hüllte das Antlitz in das aufgelöste Haar und lag so lange, lange, bis er wieder zur Stadt zurückkehrte. Und wenn sie die Ruhe gesucht, wenn alles so still im Haus und im Garten war und nur die Fledermäuse, an dem Weinpallier vorüberfliegend, mit ihren Flügeln auf das Laub schlugen, und Eulen auf dem benachbarten, von den französischen Nordbrennern Melacs verwüsteten Turm durch die Nacht riefen, — dann sah sie wohl, vom Kissen aufgeschreckt, schlummerlos auf dem Betttrand, den durch das Fenster hereinbringenden Mondenschein zu ihren Füßen, während die kleinen Hände gefaltet

im Schoße lagen und ihre Lippen kaum hörbar: „Lady Clinton!“ flüsterten.

Aber was auch Ellen Jenland auf dem Herzen haben mochte, am Morgen trübte kein Schimmer davon ihr Antlitz; sie war stärker in ihrem Kummer als die anderen im Hause mit dem ihrigen, Norbert ausgenommen, der, als er den Vater unter der Wucht der Vorwürfe und der Sorgen zusammenbrechen sah, wenigstens die arme Mutter durch Worte und Mienen aufrecht zu erhalten bemüht war, und wie ungereimt auch Ellens Wesen dem jungen Mann gegenüber, indem sie ihn suchend stoh und fliehend suchte, sie hatte doch einen Punkt, von welchem aus sie ihn sah, wenn sie ihn gemied — das Fenster ihres Schlafgemachs gewährte einen Blick auf den Platz der Galerie, auf welchem die Familie beisammen zu sein pflegte, und an diesem stand sie oft unbemerkt im dunklen Zimmer, auf den jungen Mann hinstarrend, regungslos mit weit geöffneten Augen, bis sie sich abwandte, das Antlitz verhüllend und dank auf dem Kissen ihres Lagers bergend.

Aber auch die Kraft, die sie im Kampfe mit sich selbst zeigte, schien zu unterliegen. Anstatt Norbert zu fliehen, verweilte sie schließlich eines Abends doch bei der Familie auf der Veranda, bis er kam. Sie schaute ihm entgegen, als er, überrascht, sie um diese Stunde zu finden, merkbar erröte; sie nahm die Hand, die er ihr reichte, und beider Hände zitterten in einander. Norbert wandte sich verlegen zur Schwester und Ellen blickte, erschreckend über sich, in den Schatten, um sich nicht zu verraten.

Das war die erste unmittelbare magnetische Berührung zwischen ihnen, und beide schienen, erschreckt über dieselbe, sie zu bereuen. Norbert machte es sich zum Vorwurf, so unwillkürlich einem Gefühle Raum gegeben zu haben, das vielleicht neues Unglück zu dem schon über ihn gekommenen tragen konnte, das er in seiner traurigen Situation als thöricht zu bekämpfen gesucht, denn wenn sie ging, was ward aus ihm, und wenn sie blieb, was hatte er ihr zu bieten, und auch in Ellens Herzen hämmerte es nach diesem Handdruck so, daß sie unter schwerem Vorwurf nach Atem rang.

Nur Erna schien sie beobachtet zu haben, und diese schaute betroffen in Norberts Antlitz. Sie wußte längst, daß die junge Witwe auf ihn großen Eindruck gemacht, aber Ellen hatte ihn ja immer von sich gehalten; und was wollte sie heute mit dem armen Bruder, der sich so für die bedrängten Seinen aufopferte und jeden Abend mit schwerem Herzen kam, wenn noch immer keine Antwort von seinem Freunde eingetroffen. Ellen konnte hier ja nicht helfen, denn sie war jedenfalls auf mäßige Einkünfte angewiesen, und Norbert, — selbst wenn alles glücklich geordnet ward, — was wollte er mit ihr, über deren Herkunft und Verhältnisse man nicht einmal unterrichtet war; Ellen selbst hatte seit ihrem Eintritt in das Haus dieselben nie berührt. Sie war immerhin eine Fremde, die — man kannte ja die Amerikanerinnen am Rhein! — nach einer vorübergehenden Gemütsbewegung wieder hinausziehen konnte in die Welt, wie sie gekommen; Norbert aber war ein braver, ehrlicher Mensch, dessen Herz sicher fest hielt, wenn es sich einmal hingeeben. Und zudem, es hatte ja den Anschein, als sinne Ellen bereits auf ihre Abreise! Zu was also wagte sie es jetzt noch, ihn unglücklich zu machen? Erna wollte ihn warnen, heute noch, ehe er ging, ihm sagen, daß Mistreß Jenland mit heimlichen Reiseplänen umzugehen scheine.

Aber Ellen blieb heute bis Mitternacht bei der Familie in der Galerie, denn die Luft war so milde, die Rosen und Jasmine des Gartens hauchten ihren Duft über das Stromgelände und der Mond goß sein bleiches Licht durch die Fenster der Nebenwand.

Der Baron hatte sein Zimmer schon gesucht; die Mutter dankte Gott, wenn sie abends die Sorgen des Tages vergessen konnte, und hörte Norbert zu, der heute so berebt war. Erna beschränkte sich also darauf, heimlich die beiden zu beobachten, und auch Ellen ward wieder wie sonst, aufgeweckt und gesprächig, doch hatten ihre Augen heute einen fieberhaften, unruhigen Glanz.

Erst als die Mutter sich erhob, sprang auch Norbert auf, an das Nachhausegehen gemahnt. Er reichte Ellen die Hand, ihr eine gute Nacht wünschend, und wiederum glaubte Erna, wie die junge Witwe so gerade vom Mondenschein überglänzt ihm gegenüber stand, daselbe wilde Flackern ihrer Augen zu gewahren. Sie deutete dem Bruder, als er auch ihr die Hand reichte, durch einen unruhigen Blick an, sie sei mit ihm unzufrieden und habe ihm noch etwas zu sagen; aber er verstand sie nicht, und Ellen blieb, bis er die Veranda verlassen. Dann erst suchte auch sie ihr Zimmer. Erna blieb allein. Sie fühlte kein Bedürfnis nach Ruhe.

„Um Gottes willen!“ flüsterte sie vor sich hin. „Bereitet sich da ein neues Unglück?... Ich habe sie ja lieb als Gast, als Freundin; ich habe bis dahin nichts an ihr gewahrt, was ich an ihr tadeln dürfte; ihre Lebens- und Denkweise sind rein, wenn auch ihre Erziehung die Eigentümlichkeit ihres Landes verrät; aber wie ein fremder Vogel ist sie uns in das Haus geflogen, allein und schutzlos, sich selbst vertrauend, mit dem Unabhängigkeitsstimm ihrer Nation. Nichts berechtigete uns bisher, nach ihren Verhältnissen zu fragen, und mein sonst so besonnener Bruder muß jetzt... Woher er nur das Herz dazu

nimmt in unserer trostlosen Lage!... O, es darf nicht sein! Mag sie uns verlassen, und bald, ehe es zu spät ist! Hätte ich ahnen können, daß wir uns mit ihr nur neues Unglück ins Haus riefen, und ein Unglück muß es werden, ich ahne es!“

6. Ellens Begegnung im Bahnhofe.

Am nächsten Morgen brachte die Magd Erna die Nachricht, Mistreß Jenland sei ganz in der Frühe nach Köln gefahren. Das pflegte ziemlich regelmäßig zu geschehen; aber heute war es Erna sogar willkommen; sie konnte mit Norbert reden, wenn er kam. Dieser aber ließ melden, er gehe in dienstlichen Angelegenheiten für den Tag nach Köln und kehre erst spät abends zurück.

Erna erschrak über die Nachricht. Eine Verabredung konnte dies nicht sein. Aber wenn der Zufall beide dort einander begegnen ließ...

Sie betrat Ellens Zimmer, um sich selbst zu überzeugen, ob diese wirklich an Abreise denke, und fand alles, wie die Magd angebeutet. Ellen liebte die Ordnung, aber in diesem Zimmer schien alles doch so bereit zu liegen, daß in wenigen Minuten keine Spur von der Bewohnerin zurückblieb. Selbst die Hausrobe, die sie gewiß am Morgen noch getragen, war verschwunden, und im Kleiderschrank hingen nur der Reifemantel und ein geschlossenes Täschchen. Ebenso fest geschlossen stand der Koffer an seinem Platz im Schlafgemach, so fix und fertig, als verlange er nur, hinausgetragen zu werden.

Beiläufig berührte stand Erna, überlegend, wozu nur diese lange Vorbereitung. Wollte Ellen ernstlich fort, warum sprach sie nicht davon? Und warum mußte sie jetzt noch in des Bruders Leben eingreifen, denn daß sie es gewesen, die zuerst ihm gestern ihre Neigung verraten, davon war sie Zeugin gewesen.

Abenteuerlich erschien ihr die junge Witwe heute zum erstenmale; der gute Eindruck, den sie seit ihrem ersten Schritt in das Haus gemacht, war verwischt. Und doch, Erna bereute diesen Argwohn wieder; Ellen hatte ja so viel Beweise von ihrer Aufrichtigkeit gegeben — freilich nur soweit sie in derselben überhaupt gegangen war, denn was wußte man über ihr Vorleben! Sie empfing ja nicht einmal Briefe von Freundinnen oder Angehörigen, und wenn sie deren hatte, so wußten diese sicher nicht einmal, wo sie zu finden sei! Niemand hatte sie nach Legitimationen gefragt; sie war gekommen als Mistreß Ellen Jenland, eine Reisende, wie es solcher so viele am Rhein gab; und das hatte wohl bisher genügt; aber jetzt! — Konnte ein junges Weib wie sie so ganz losgelöst sein von allen Familienbänden, und suchte sie solche hier zu knüpfen? Wer war sie?...

Erna, während sie sich überlegend auf das Sopha setzte, suchte in ihrer Erinnerung zusammen, was geeignet sein konnte, ein Licht über die Fremde zu werfen, und geriet dabei mit sich selbst in Widerspruch. Was ihr als eine Tugend an Ellen erschienen: ihre Zurückgezogenheit, ihr Wunsch, unbemerkt zu bleiben, ihre Gewohnheit, die Promenade nur zu besuchen, wenn sie wenig belebt, — warum das? Hatte sie Ursache, die Menschen zu fliehen? Was hatte sie in die weite Welt hinausgejagt? Wenn sie die Einsamkeit liebte, hatte sie diese nicht auch in ihrer Heimat finden können?

Vor ihr auf dem Tische lag Ellens Schreibmappe, ein einfaches Heft, nur Lössblätter enthaltend. Sie durchblätterte es nochmals. Sie hatte Mistreß Jenland niemals Briefe schreiben oder absenden sehen. Auch das war sonderbar! Junge Frauen, die ohne Beschäftigung, schreiben sonst so gerne Briefe! Getäuscht schlug sie in der Mappe ein Blatt nach dem andern um. Hier und da waren aus Längeweile Figuren gezeichnet und wieder überkritzelt. Aber da... da unten am Rande standen ein paar Worte, auch mit Blei überstrichen. Es gelang ihr, das Wort „dear“ zu entziffern. Und richtig, „Norbert dear“ stand da geschrieben.

Das war ihr freilich nichts Ueberraschendes. Mistreß Jenland liebte ihn; ihre Gedanken, ihre Gefühle mochten ihr das in einem melancholischen Moment diktiert haben! — Unzufrieden verließ sie das Zimmer.

„Wir sind heute allein beim Frühstück!“ empfing die Mutter sie. „Der Vater ist unwohl — Du bist so trübe heute?“

Erna fühlte sich auf dem Punkt, ihr anzuvertrauen, was ihr neue Sorge machte, aber sie wagte nicht, ihr zu sagen, daß die beiden heute ja in Köln und daß — Sie schwieg also. Norbert sollte ihr beichten, wenn er kam, und sie — Erna nannte sie in ihren Gedanken nicht mehr Ellen, sondern nur noch Mistreß Jenland — sie sollte die unglücklichen Verhältnisse der Familie kennen lernen und dann anderswo Unglück stiften. Lieber verlieren, was sie zur Erhaltung der Wirtschaft beitrug!

Die Sonne neigte sich bereits. Erna pflegte in recht unruhiger Stimmung die Blumen im Garten; da trat Norbert, vom Anlageplatz der Dampfschiffe heraufsteigend, durch die Hintertür des Gartens, und die Schwester erblickend, eilte er auf diese zu.

„Ist Mistreß Jenland zurück?“ fragte er hoch erregt. Erna blickte ihn strafend an; er ertrug ihren Blick und schaute dann ungeduldig zum Hause hinaus.

„Wie kommst Du zu dieser Frage? Es wäre besser,

sie käme überhaupt nicht zurück! — Norbert, ich habe Wichtiges mit Dir zu sprechen!" Erna wendete sich, auf die Gaisblattlaube deutend.

"Ich frage nicht umsonst!" rief er heftig und stehen bleibend.

"Ich begreife das!" Erna wendete sich wieder zu ihm, und erst jetzt fiel ihr seine Stimmung auf.

"Es muß drüben in Köln etwas mit ihr geschehen sein!" fuhr er fort, sich den Schweiß auf der Stirn trocknend.

"Ich begegnete ihr auf dem Perron des Bahnhofes. Sie war bleich und erschreckt, als sei ihr etwas begegnet, und eben im Begriff, ängstlich den Schleier über das Gesicht zu ziehen. Als ich zu ihr treten wollte, verschwand sie vor meinen Augen in dem Gewühl der die Coups des eben eingetroffenen Schnellzuges verlassenden Passagiere. Während ich sie vergeblich suchte, ging der Zug weiter, und mir blieb nichts übrig, als das Dampfschiff zu nehmen."

"Warum erregt das Dich so?" fragte Erna, sich gleichgiltig stellend.

"Auch Dir würde es so gegangen sein!"

"Norbert, ich sagte Dir, ich habe mit Dir zu sprechen. Willst Du mich hören?"

"Nein!" rief Norbert, böse über ihre Teilnahmslosigkeit. Er wendete ihr den Rücken, um durch den Garten zur Stadt zu eilen, wohin ihn noch seine Amtspflichten riefen.

"Ich werde wohl recht haben mit meinem Argwohn!" Erna trat ins Haus zurück. "Wenn sie kommt, soll es doch klar zwischen uns werden! Gott sei Dank, daß sie drüben nicht zusammen gewesen sind! Norbert hat Kopf und Herz verloren!"

Am Abend, als auch der Baron, dessen nervöser Zustand mit jedem Tage schlimmer ward, auf der Veranda saß, sah Erna eine weibliche Gestalt durch den Garten in das Haus huschen. Sie war es! Auch Ernas bemächtigte sich eine Fieberstimmung, als die Magd, die das Abendmahl servierte, die Meldung brachte, Mistreß Fenland sei zurück, scheine sich aber unwohl zu befinden.

Zu Ernas Erstaunen betrat indes Ellen eine Stunde später die Veranda. Sie war wohl innerlich noch erregt, zeigte aber so viel äußere Ruhe, daß sie zu keiner Frage herausforderte. Ernas heimliche Sorge war's, daß sie heute nicht mit Norbert zusammentreffen sollte; aber wie sie auch Ellen beobachtete, sie fand sie zwar stiller als sonst, doch als Herrin über sich. Indes, sie hatte sich in eine entschieden feindselige Stimmung gegen den "Engel des Hauses", wie der Vater sie in seinen besseren Tagen zu nennen beliebt hatte, hineingebacht, und Ellen konnte das heute nicht ganz unbemerkt bleiben. Aber auch das beeinträchtigte ihre Fassung nicht.

"Norbert hat Sie heute nachmittag in einer großen Aufregung gesucht, Mistreß Fenland," begann Erna, als der Vater sich zurückgezogen und die Mutter im Hause beschäftigt. "Er war sehr beunruhigt; er hatte Sie auf dem Bahnhofe so bleich gesehen, daß er fürchtete, es sei Ihnen etwas zugefallen."

Sie hatte sich nicht getäuscht in der Wirkung, die sie beabsichtigt. Ellen, von ihr als Mistreß Fenland und in so kaltem Ton angeredet, erzitterte heimlich; aber sie schwieg und blickte zerstreut in den Mondenschein hinaus. Erna war entschlossen, ihr alles zu sagen, ehe Norbert zurückkehrte; das Eis sollte brechen.

"Auch wir sind sehr unglücklich, Mistreß Fenland," fuhr sie in demselben kalten Ton fort. "Ich muß auch annehmen, daß Ihnen als dem uns so wertigen Gast des Hauses dies nicht ganz unbemerkt geblieben sein kann. Mein Vater hat sich durch seine Gutmütigkeit verleiten lassen, eine hohe Bürgschaft für seinen Bruder zu übernehmen, und wie Sie ihn jetzt seit kurzem sehen — sein Zustand ist die Folge seiner unglücklichen Nachgiebigkeit, die wir alle schwer zu empfinden haben. Mein Bruder sucht vergeblich durch seinen Freund, den Advokaten Herbart, zu helfen; wir machen uns aber auf das Schlimmste gefaßt."

Ellen hörte sie teilnehmend an.

"O, das ist sehr traurig!" sagte sie, in den Schoß blickend. "Sehr traurig!" Eine sichtbare Unruhe überkam sie. "Ich war sehr glücklich in Ihrem Hause, Miß Erna! Wünschen Sie, daß ich es verlassen soll?" Sie blickte bei der Frage Ellen mit starren, kalten Augen an, als verstehe sie jetzt erst die Absicht des Mädchens.

"Nein, Mistreß Fenland, wünschen können wir es nicht!" Ellen in ihrem steigenden Argwohn glaubte in ihrer Miene eine Schupbedürftigkeit zu sehen, die sich fürchtete, ihr Asyl zu verlieren. "Sie waren uns eine Fremde und wir thaten alles, um Ihnen unser Haus angenehm zu machen!" Und kälter noch ward ihr Ton, als sie fortfuhr: "Sie sind uns eine Freundin geworden, der ich volle Aufrichtigkeit schuldig zu sein glaubte. Wir dürfen also von Ihnen eine gleiche fordern."

Ellen schaute sie betroffen an, als verstehe sie noch nicht die ganze Bedeutung dieser Frage oder als fürchte sie sich, diese zu verstehen, und so fuhr denn Erna fort: "Meine Eltern sind durch ihr Unglück abgestumpft gegen das, was uns sie her vorgeht, es ist also meine Pflicht, dies zu gewahren. Sie sind uns lieb und wert, Mistreß Fenland, aber Sie begreifen, daß meines Bruders Wohl mir teuer ist."

Die Mutter kehrte eben zurück. Erna unterbrach sich, hielt aber den Blick unverwandt auf Ellen gerichtet und sah, wie diese erschrak, sich erhob und das Antlitz durch das Laubfenster in den Garten wendete.

"Mistreß Fenland hat die Absicht, uns zu verlassen," sagte Erna zur Mutter. "Die Magd bereitete mich schon darauf vor; sie sagte mir, Mistreß Fenland sei schon seit mehreren Tagen reisefertig; wir werden das sehr bedauern, werden sie empfindlich vermissen."

Ellen regte sich nicht; die Mutter blickte unangenehm überrascht.

"Ist das wahr, Mistreß Fenland!" fragte sie, und jetzt erst wandte sich diese zurück, zunächst auf Erna einen bittenden Blick richtend. Verlegen und mit bewegter Stimme antwortete sie:

"Miß Erna hat recht; ich wußte freilich noch nicht — Aber," setzte sie in bittendem Tone hinzu, "ich hoffe doch für wenige Tage noch —" Sie unterbrach sich, als schmerzte sie, was sie spreche. "Ich erwarte Nachrichten hier, die mir wichtig." Sie hatte die Farbe verloren, ihre Augen waren halb geschlossen; ihre Hände zerpflückten nervös ein Weinblatt.

"Ja, das würden wir allerdings bedauern!" Die Baronin empfand, was dies für sie bedeutete. Ein neuer Schlag für sie, aber wenn alles hier zu Ende ging, blieb ja nichts anderes übrig!

Erna ihrerseits, als sie Ellen so traurig dastehen sah, machte sich den Vorwurf, zu weit gegangen zu sein, denn Ellen stand da wie ein auf einer Unwahrheit ertapptes Kind, und wiederum glaubte Erna hieraus die Ueberzeugung schöpfen zu dürfen, daß sie recht gehandelt, daß die Fremde die Gastlichkeit des Hauses mißbraucht, als sie Norbert in ihre Reize zu ziehen gewußt. Sicher, meinte sie, sei ohne ihr Wissen zwischen den beiden schon manches vorgegangen, wodurch sie den armen Bruder gefangen. Mistreß Fenland hatte sich ja nicht einmal aufgeföhrt geföhrt, ihr über ihre Verhältnisse Auskunft zu geben, als sie ihr dies so nahe gelegt!

Freundlich, aber trocken erwiderte sie den Gruß, als die junge Witwe, beiden Damen eine gute Nacht wünschend, die Veranda verließ.

"Was ist denn vorgefallen?" fragte betroffen die Mutter.

"O nichts, als daß sie schon lange heimlich an ihre Abreise denkt!" Auch Erna trat in das Haus zurück. "Wenn Norbert noch kommt, ich fühle mich ermüdet!" rief sie aufgeregt der Mutter zurück. "Es ist besser so!" damit tröstete sie sich, als sie allein war. "Ich kann mir zwar noch immer nicht vorstellen, daß sie wirklich eine Abenteuerin, aber warum schweigt sie so hartnäckig? Norbert wird vielleicht unsere einzige Hoffnung bleiben, er darf also nicht zu Grunde gehen!"

(Fortsetzung folgt.)



Die Abzeichen der deutschen Kaiserwürde.

Was die Abzeichen der neuen deutschen Kaiserwürde betrifft, so führt Dr. Rudolf Graf Stillefried-Alcantara, der verstorbenen Oberzeremonienmeister, in seinem Werke "Die Attribute des neuen deutschen Reiches" (Berlin, Alexander Dunder, zweite Auflage, 1874) folgende zwölf auf: 1) den Reichsadler, 2) die Reichskrone, 3) das Wappen des Kaisers (kleineres, mittleres und größeres), 4) die Standarte des Kaisers, 5) den Kaiserthron, 6) den Kaisermantel, 7) die Krone der Kaiserin, 8) das Wappen der Kaiserin (kleineres und größeres), 9) die Standarte der Kaiserin, 10) die Krone des Kronprinzen, 11) das Wappen des Kronprinzen (kleineres und größeres), 12) die Standarte des Kronprinzen. Ueber ihre Annahme und Beschaffenheit hat der hochselige Kaiser Wilhelm am 15. Oktober 1871 die betreffenden Befehle erlassen. Von diesen zwölf Abzeichen der deutschen Kaiserwürde sind bisher in Gebrauch gekommen: der Reichsadler, sowie die Wappen und Standarten des Kaisers, der Kaiserin und des Kronprinzen. Die übrigen, also Kaiserkrone, Kaiserthron und Kaisermantel, sowie die Kronen der Kaiserin und des Kronprinzen bestehen unseres Wissens bisher lediglich auf dem Papier.

Die deutsche Kaiserkrone besteht also in Wirklichkeit noch nicht. Ihre Abbildung aber ist bereits in Milliarden und aber Milliarden verbreitet; auf jedem Geldstück, auf jeder Briefmarke, auf jedem Siegel und Stempel einer Reichsbehörde, auf unzähligen Zeitungsblättern — kurz, überall, wo wir den Reichsadler angebracht sehen, finden wir über seinem Haupte die Kaiserkrone des neuen deutschen Reiches. Graf Stillefrieds Schilderung derselben lautet: "Die Reichskrone besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus vier größeren und vier kleineren, abwechselnd neben einander gestellten, oben abgerundeten, abwechselnd neben einander gestellten, oben abgerundeten, mit Brillanten eingesetzten goldenen Schildchen gebildet ist. In den größeren Schildchen zeigt sich je ein aus Brillanten zusammengefügtes gerades Kreuz, welches in den Winkeln von gleich geformten Kreuzlein begleitet wird. In den kleineren Schildchen des Stirnreifs erscheint der ebenfalls mit Brillanten

besezte Reichsadler, über dessen Haupt ein achtförmiger Stern schwebt. Auf den größeren Schildchen ruhen vier goldene, reich verzierte Flügel, welche im Scheitelpunkt, wo sie zusammenstreffen, in einem Blattornament endigen, aus welchem sich der blaue, goldbereifte, bekreuzte und mit Steinen geschmückte Reichsapfel erhebt. Die Reichskrone ist gelb oder golden geföhrt und eine Mütze (pileus), mit Goldstoff überzogen, ragt über die Schildchen des Stirnreifs bis zur halben Höhe der Flügel empor."

Den Reichsadler zu beschreiben, können wir uns wohl ersparen; von einem Doppeladler, wie ihn das alte heilige römische Reich deutscher Nation aufwies, wurde selbstverständlich abgesehen, da ja bei dem früheren Doppeladler der eine Kopf die römische Kaiserwürde, der andere die deutsche Königswürde andeutete.

Von den Kaiserwappen ist das sogenannte "kleinere Wappen" von der Kaiserstandarte her wohl bekannt; es trägt den Reichsadler in goldenem, von der Krone des Schwarzen Adlerordens umschlungenen Schild mit der Kaiserkrone. Auf dem "mittleren Wappen" treten als Wappenhalter die bekannten "wilden Männer" hinzu; das "größere Wappen" zeigt die Schildhalter nicht mit Keulen, sondern mit Standarten, und über dem Ganzen erhebt sich das goldprunkende Kaiserzelt.

Der Kaiserthron ist mit goldfarbigem Stoffe bekleidet, der abwechselnd mit Reichsadlern und Reichskronen besetzt ist. Auf der Mitte der Rückwand des Thrones ist das "kleinere Wappen" des Kaisers angebracht, und die drei Stufen, sowie der Thronkessel werden mit purpurfarbigem Sammet bedeckt.

Der Kaisermantel ist ebenfalls goldfarbig und ganz nach dem Vorbilde der Kaiserstandarte mit Reichsadlern und Reichskronen besetzt, das Futter ist von Hermelin.

Man sieht, diese Abzeichen oder Attribute der neuen deutschen Kaiserwürde enthalten nur in der Kaiserkrone und allenfalls im Kaisermantel etwas, was den Reichsleibnaden des alten Reiches (goldene Krone, vergoldetes Scepter, goldener Reichsapfel, Schwert Karls des Großen, Schwert des heiligen Moriz, vergoldete Sporen, Dalmatika und so weiter) sich vergleichen ließe.

Ob jemals diese Abzeichen des neuen Kaisertums alle hergestellt werden und ob ihnen vielleicht noch weitere wichtige hinzugefügt werden, wie Insigne, Reichsapfel, Schwert und Scepter, entzieht sich jeder haltbaren Voraussage. Man stellt sich heute eben in höherem Grade mehr auf Seite des Inhalts als auf Seite der Form.

Ein eigentümliches Völkchen.

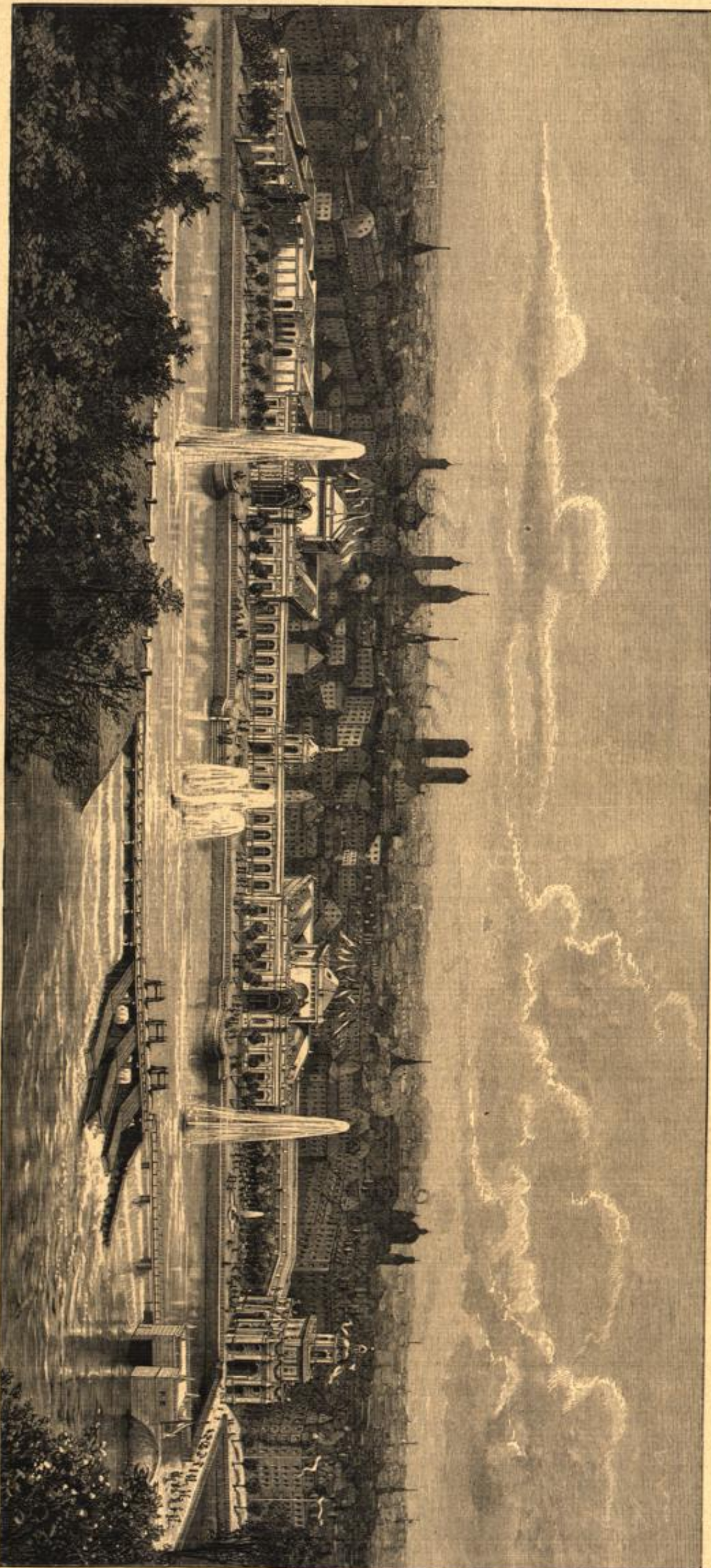
Ein eigentümliches Völkchen, so erzählt die "Westliche Post", bewohnt die Santa Rita-Gebirge im südlichen Arizona. Es sind dies die Nachkommen von Abenteurern, welche unter Führung von jesuitischen Priestern im Jahre 1574 durch das nördliche Mexiko zogen, die Santa Rita-Gebirge überschritten und sich am Fuße des majestätischen, 10 000 Fuß hohen "Old Valley"-Berges ansiedelten. Die Ansiedlung erhielt den Namen Tumacacory und die darin errichtete Mission wurde "San Jose" genannt. Einige in der Nähe wohnende Indianerstämme wurden Christen, und durch diese erhielten die Anföhler Kenntnis von ungeheuer großen Silbererzlagerstätten, deren Ertrag sie nach Spanien verschifften. Unverwundliche Feinde hatten sie jedoch an den Apache-Indianern, und nach langen blutigen Kriegen mußte die Ansiedlung aufgegeben werden und die dem Tode entronnenen Bewohner derselben wurden in die Gebirge getrieben und zerstreut.

Die Nachkommen dieser Vertriebenen, welche sich mit den Indianern vermischten, sind nun die gegenwärtigen Bewohner der Santa Rita; ihre größte Ansiedlung ist Greaserville, ein Städtchen von ungefähr zweihundert Einwohnern, welche sich durch Bearbeiten zahlreicher, aber infolge des Wassermangels unergiebigster Minen kümmerlich ernähren. Die ganze Bevölkerung ist sehr arm und vollständig von der übrigen Welt abgeschlossen; selten nur erscheint ein Händler, Metallsucher oder Viehhändler bei ihnen. Sie bekennen sich den Namen nach zur katholischen Kirche, allein da bereits seit über hundert Jahren kein Priester unter ihnen gewesen, sind viele Lehren der Kirche vergessen oder doch so verändert worden, daß sie den Namen Christen kaum verdienen. Nur die Erinnerung an gewisse christliche Feiertage lebt in ihnen noch fort.

In der Semana Santa (heiligen Woche) versammeln sich sämtliche Bewohner des Gebirges in Greaserville; eine geräumige Hütte wird schnell zur Kirche hergerichtet, aus leeren Kisten wird ein Altar improvisiert, auf welchen ein Kreuz aus Holz gestellt wird, und die Wände werden mit allerhand Heiligenbildern verziert. Zahlreiche Kerzen werden angezündet, und jetzt beginnt ein Gottesdienst, der die ganze Woche ohne Unterbrechung fort dauert. Da kein Priester vorhanden ist, denselben zu leiten, so sprechen einzelne Laien Gebete und dann folgt ein zwar roher, aber melodisch klingender, von einer Violine, Handharmonika und Gitarre begleiteter Gesang.

Während die Frommen im Innern der Kirche beten, zeigt das Leben außerhalb derselben einen entgegengesetzten Charakter. Scharen junger Burken in laun denkbaren Kostümen treiben hier ein wildes Leben. Sie haben Masken von Schaffellen vor den Gesichtern, welche denselben, da die Wölfe nach außen gelehrt und die Löcher für Mund, Nase und Augen mit einem glühenden Eisen hineingesteckt sind, ein beinahe teuflisches Aussehen geben. Sie lachen und schreien, verpöten und verlächen die Betenden, ziehen sich jedoch schnell zurück und erhebeln große Furcht, sobald einer der Verpötte einen Kreuz gegen sie schlägt. Diese Maskierten sollen die Verführer verfinstlichen. Nachts zünden sie große Feuer an, tanzen wie wüßig mit fürchterlichem Geschrei um dieselben herum und benehmen sich so, daß man wirklich glauben könnte, sie seien vom Teufel besessen. Sie werden mit dem Namen Judder belegt.

In der Kirche wird inzwischen Christus unter Weinen und Wehklagen biblisch gekreuzigt, dann herabgenommen und in einen Sarg gelegt, wo er bis zum Ostermorgen verbleibt. Während dieser ganzen Zeit beten und wehklagen die Frommen und jubeln und toben die Judder. Am Ostermorgen versammeln sich alle vor der Kapelle; die Männer, welche mit jeder denkbaren Art von Schießgewehren versehen sind, bilden draußen Spalier, während die Frauen sich um den Altar scharen. Christus wird seinem Sarge entnommen und auf den Altar



Der Palast der deutsch-nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung in München.

gelegt und Salve auf Salve, vermischt mit dem Rufe: „Christus ist erstanden!“ verkündet der Umgehend diesen wichtigen Akt. Doch jetzt kommt der Schlusssatz! Die Jüder, welche während der Woche gejubelt haben, sind besiegt und erhalten jetzt ihre Strafe. Ihre Masken werden herabgerissen, ihr Oberkörper entkleidet und sie müssen so durch ein Spalier von mit Riemen und Ruten bewaffneten Frauen und Mädchen Spießruten laufen. Hierbei werden sie derart mißhandelt, daß schon öfter Todesfälle die Folge gewesen sind. Nachher werden sie gewaschen und zum Altar geführt, wo sie Christum um Verzeihung bitten müssen und Vergebung ihrer Sünden erhalten.

Das singende Thal.

Ein singendes Thal hat im vergangenen Winter H. Neuleaux gelegentlich einer Jagdpartie in der südlichen Rheinprovinz entdeckt. Es liegt zwischen dem Hochwald und dem Idarwald, westlich vom Erbeskopf, dem höchsten Berge der Rheinprovinz, und östlich der Straße von Hermeskeil nach Thalfang in dem Thal des Flächens Köderbach. Neuleaux schildert seine Wahrnehmungen folgendermaßen: In der tiefen Waldeinsamkeit vernahm man von Zeit zu Zeit verhallende Glockentöne, welche anscheinend durch eine Gegend des Waldes zogen, der die Gesellschaft sich näherte. Man glaubte anfangs, daß sie aus der Kirche eines nahegelegenen Dorfes erklingen müßten. Aber eine menschliche Wohnung war weit und breit nicht zu sehen. Deshalb hörte ich aufmerksamer den Tönen zu und wunderte mich über ihren auffallend reinen Klang, über das ungewöhnlich deutliche, feinsäuerliche Anschwellen und Verwehen, über die ungemeine Lebhaftigkeit, mit welcher ein Ton den andern drängte, noch ehe dieser ganz verklungen war. Es war zwar nicht zu verkennen, daß die Töne sich in rascher Folge einzeln bildeten; aber diese rasche Aufeinanderfolge und die lange Dauer des einzelnen Tones bewirkten, daß immer eine Menge von Tönen in verschiedenen Stadien der Ausbildung gleichzeitig hörbar waren. Es wurde mir klar, daß die Töne unten an der Thalmündung entstanden; der günstige, thalaufwärts streichende Wind, dessen Richtung mit der Längsachse des Thales zusammenzufallen schien, trug den Schall weiter, und durch irgend eine akustische Eigentümlichkeit des Thales muß es geschehen, daß die Klänge gerade im oberen Teile des Thales an der jenzeitigen Waldwand entlang ziehen. Der ganze merkwürdige Vorgang würde vielleicht ohne tieferen Eindruck an mir vorübergegangen sein, wenn nicht plötzlich ein ganz unerwartetes Phänomen eingetreten wäre, ein Fall der sonderbarsten Art: Wieder beginnt unten im Thale ein Ton, er schwillt stärker und stärker an, aber er zieht nicht das jenzeitige Ufer entlang, sondern das Unerhörte geschieht: er zieht nach unserer Wand hin, er kommt auf uns zu, er zieht in prächtiger Schwellung langsam an uns vorüber und entwickelt sich dabei zu solch eigenartiger Schönheit und Fülle, daß ich kaum zu atmen wagte; dann schwächt er sich im Weiterziehen langsam ab und erstirbt verhauchend in der Ferne!

Was die Entstehung der Töne anbelangt, so kann man darüber nur ganz unbestimmte Vermutungen aufstellen, und die Erscheinung selbst wird dazu noch einer genaueren Untersuchung bedürfen. Neuleaux meint, daß es sich im Köderbachtal nicht um Schallwellen handeln kann, die von einem feststehenden Tönen den Gegenstände ausgehen. Daß es auch nicht der Wind war, der die Töne hervorbrachte, dafür spricht die auffallende Unabänderlichkeit der Tonhöhe, die gänzlich unabhängig von der Stärke des Tones war. Die ganze Erscheinung macht vielmehr den Eindruck, als ob der tönende Körper selbst sich vorwärts bewege, und dieser kann nur dargestellt werden durch selbsttönende Luftgebilde, cylindrische Luftwirbel, die sich langsam durch das Thal fortbewegen.

Die Ausstellungen in München.

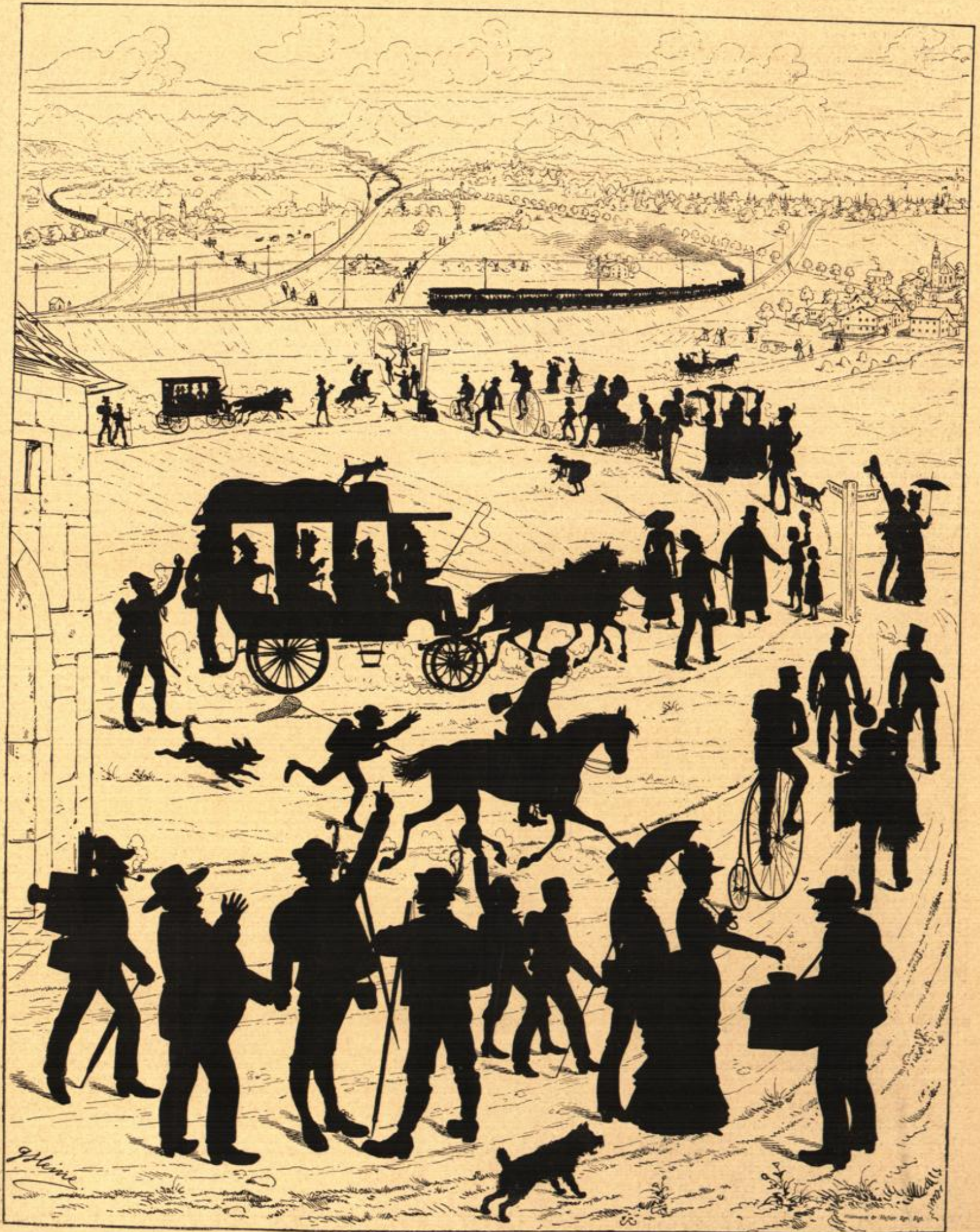
Zwei Ausstellungen von hoher Bedeutung sind es, die diesen Sommer tausende von Fremden nach München, der gemüthlichen Harstadt, gezogen. Den 1. Juni wurde in den weiten, lichtvollen Räumen des Glaspalastes die dritte internationale Kunstausstellung eröffnet, im Monat Mai die deutsch-nationale Kunstgewerbe-Ausstellung, deren phantastisch schönen Palast wir unseren Lesern heute im Bilde vorführen.

Mit freudigstem Stolz dürfen diese großen Unternehmungen im ganzen deutschen Lande begrüßt werden, denn der Einblick in beide Ausstellungspaläste erfüllt mit hoher Befriedigung. Großartiger denn je vorher traten sie ins Leben; ohne Ueberhebung kann man behaupten, daß die Kunstausstellung zu den hervorragendsten gehört, die München, ja Deutschland gesehen. Trägt diese internationale Kunstausstellung einen mehr auf Ernst und weichevolle Stimmung gerichteten Charakter, so ist derjenige der Kunstgewerbe-Ausstellung, entsprechend der Mannigfaltigkeit des in ihr Gebotenen, der einer feinen und würdevollen Heiterkeit.

Von hoher und überraschender Schönheit ist das Gebäude, welches den Blick so vieler tausende von Händen birgt. Sein Erbauer, Em. Seidl, hat den Entwurf hiezu nicht nur mit großer genialer Erfindungskraft geschaffen, er hat auch alle Schwierigkeiten überwunden, die sich der Errichtung desselben bei der Kürze der gegebenen Zeit entgegenstellten. Der Zugang zur Ausstellung führt von der Maximilianstraße durch die mit neueren monumentalen Bauten geschmückte Quaistraße am Rande des Flusses hin zu dem Aussicht- und Eingangsturm. Ist man durch sein weitgespanntes Bogenthor geschritten, so eröffnet sich eine geradezu überwältigende Perspektive auf die lang hingestreckte Fassade mit ihren Eingangsbauten und den diese krönenden Türmen, sowie auf den weiten freien Platz vor derselben. Im Halbkreis vorspringende Terrassen scheinen über dem Fluß zu schweben, eine mit liegenden Figuren geschmückte Freitreppe führt bis zum Spiegel desselben, aus der Mitte des Wassers aber sprühen drei große Fontänen hoch in die Lüfte, in deren Wasserstaub die Sonne farbenprächtige Regenbogen hervorzaubert. Ueber den Fluß führt eine Brücke zu der von den rauschenden Fällen desselben umgebenen Insel, auf welcher das Restaurationsgebäude errichtet ist.

In die Ferien!

Silhouetten von G. Heine.



Die Ausstellung selbst bietet in der Masse des Vorgeführten ein ruhmvolles Bild der Fortschritte und der zeitgemäßen Weiterentwicklung des deutschen Kunstgewerbes. War jene des Jahres 1876 ein epochemachendes Ereignis, welches dem neu und frisch emporblühenden Kunstgewerbe Impuls und Richtung gab, so wird die jetzige zeigen, daß wir auf der erfolgreich betretenen Bahn nicht stille gestanden. Neue Anschauungen, eine in vielem größere Leistungsfähigkeit und erhöhte Entwicklung zur Industrie treten zu den Errungenschaften der damaligen Zeit hinzu und manche neue Zweige und Früchte, vielleicht auch manche unerwartete Symplophen hat der gepflanzte Baum getrieben. So richten sich denn heute alle unsere Wünsche dahin, daß der Wahrspruch, der über dem Südportal der Ausstellung prangt, in reichstem Maße erfüllt werde, daß sie zu „Kunst und Ehr dem deutschen Kunstgewerbe“ gereiche.



Aus allen Gebieten.

Erzielung großer Kürbisse.

Jede Kürbisart, namentlich aber der große Melonenkürbis, läßt sich zu einer erstaunlichen Größe ziehen, wenn man, nach der „Deutschen Gemüsegärtner-Zeitung“ folgendermaßen verfährt: Die Samenkerne werden sehr frühzeitig, schon Ende Februar oder Anfang März, gelegt; zu diesem Behufe wird ein längliches, 5 bis 6 Zoll breites Stück guter, fetter, verwachsener Rasen genommen, dessen Länge sich nach der Zahl der zu legenden Körner richten muß. Man legt das Rasenstück verkehrt, die Grasseite nach unten, in einen Kasten, genau passend und mit Abzuglöchern versehen. Längs der nun oberen Fläche des Rasens macht man einen ungefähr 2 Zoll tiefen Einschnitt und legt in diese Spalte von 2 zu 2 Zoll einen Kern, die Spitze nach oben gestellt und füllt dann die Spalte zusammen, indem man sie mit feiner Erde bestreut. Warm gestellt keimen die Kerne in wenigen Tagen, und nun muß das Rasenstück in ein warmes Beet gelegt und durch Wärme und hinlängliche, nicht zu große Feuchtigkeit so angetrieben werden, daß zu dem Zeitpunkt, wann die kalten Nächte aufhören, die Pflänzchen eine Höhe von 1 bis 1½ Fuß erreicht haben. Nun schneidet man mit einem Messer jede Pflanze mit dem dazu gehörigen Wurzelwerk vom Rasen ab, ohne die Wurzel zu zerstören, und verlegt die Pflanzen ins Freie in ein gutes, fruchtbares Land, an möglichst sonnigem Plage. Nachdem die Pflanze festgewurzelt, befestigt man ein Wassergefäß, füllt es mit Wasser gefüllt, verlegt es in der Nähe der Pflanze, daß auf die Bewässerung zunächst des Stammes immer ein langsame, zeitweises Tröpfeln des Wassers stattfindet. Man soll auf diese Art 200 bis 250 Pfund schwere Kürbisse erzielen können.

Herstellung des Pumpnickels.

Hiezu gibt die in Stuttgart erscheinende „Allgemeine Bäcker- und Konditor-Zeitung“ nachstehende Anleitung: Man nimmt 30 Pfund Roggenmehl in einen Badtrog und macht, nachdem morgens gegen 10 Uhr mit etwa 3 bis 5 Liter heißem Wasser und dem erforderlichen Mehl geknetet worden, abends gegen 8 Uhr unter Zugabe von noch etwas Wasser und dem übrigen Mehl einen recht dicken Teig. Dieser wird anhaltend so lange und kräftig geknetet, bis von demselben nichts mehr an den Händen haftet, was einen bedeutenden Aufwand von Kraft und Geschick erfordert. Der Teig wird nun in einem Stück recht schön glatt und in viereckiger Form aufgearbeitet. Inzwischen ist der Ofen, welcher etwa 10 bis 12 Quadratfuß mißt, bereits geheizt. Der Bäcker beginnt nach 10 Uhr abends mit dem Einschieben der Brote. Ist der Ofen voll, so wird er zugemauert. Das Brot muß dann im eigenen Schwaden bis andern Tages gegen 6 Uhr abends backen. Vor dieser Zeit darf der Ofen durchaus nicht geöffnet werden. In Bäckereien, welche für den Versand arbeiten, ist die Herstellung etwas anders. Dort wird das Brot nur sehr wenig geäuert, auch manchmal, um ihm einen süßen Geschmack zu geben, etwas mit Sirup versetzt. Da der für den Versand bestimmte Pumpnickel nur wenig oder gar nicht geäuert wird, das Brot infolge dessen ziemlich feucht ist, sollte man es nie allzu frisch verbrauchen. Die Scheiben müssen dünn und recht glatt geschnitten werden, was nur mittels eines recht scharfen, nach jedem Schnitte von der anhaftenden Krume gereinigten Messers geschehen kann. Wird der Pumpnickel nicht für sich allein genossen, so sollte man nie ein anderes Roggenbrot, sondern nur feines Weizenbrot dazu genießen. Stets kühl und trocken aufbewahrt, hält sich der Pumpnickel 3 bis 4 Wochen gut und wohlschmeckend.

Ungeziefer im Boden.

Für Gärtner und Landwirte ist es oft von großer Wichtigkeit, zu wissen, ob dieser oder jener Teil ihres Grundstückes viel Ungeziefer hat. Das Nachgraben liefert kein sicheres Resultat, dagegen bewährt sich folgendes Mittel: Man zerreiße oder zerstampfe grüne Kastanien und gieße heißes Wasser über den Brei. Sodann hebe man aus dem zu untersuchenden Boden ein Stück 2 bis 3 Fuß tief aus und thue es in einen Kübel. Wird nun diese ausgehobene Erde mit dem Aufguss der Kastanien gut durchknetet, so kommt alles, was an lebendem Ungeziefer in der Erde steckt, an die Oberfläche und man kann leicht feststellen, ob der Boden sehr von Ungeziefer durchsetzt ist oder nicht.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Das Haus zum zerfallenen Pokal.

Nicht weit vom Reichplatz außerhalb des Schen Tschih-Thores in Peking, so schreibt der „Ostas. Lloyd“, befindet sich ein sehr achtbares und lang bestehendes Weinhaus, welches allgemein unter der Bezeichnung „das Haus zum zerfallenen Pokal“ bekannt ist. Vor vielen Jahren geriet der frühere Besitzer in Untersuchung, wurde zum Tode verurteilt, aber schließlich doch begnadigt. Seit jener Zeit hat dies Weinhaus verurteilten Verbrechern, welche auf dem Wege zur Hinrichtung sich befanden, stets umsonst so viel Wein verabreicht, als sie trinken wollten. Jeder Verbrecher bekommt ein Gefäß, und wenn er den letzten Tropfen ausgetrunken hat, wird dies Gefäß feierlich auf dem Fußboden zertrümmert, und daher kommt der Name dieses Hauses.

Fehlerhafte Entschuldigungsschreiben der Eltern sind zwar schon öfter mitgeteilt worden, nachstehende Entschuldigung aus diesem Jahre, welche in einem Lehrerblatte wortgetreu abgedruckt ist, dürfte indes alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen. Der Brief lautet: „An die hohschulische Schulkommission in Weidischberg (Friedrichsberg) henzl. Ergebend ich Ger Eufchre (erzucht) horch Gerfeierd das Eih mit meiner Wamithe narsh das famillhen haus (Armenhaus) missen da wir Mit 4 Kinder keine Woung bekomn und Di An Sweifug dazu nach Berlin zu rid ich bitte danz reabiditshs das Meinne Tochter Auguste B. vohn Rondtag fru die schulle nicht mer genissen dann und bidie dehn ern lehra ganz Ergebend Ei zu hause donnen zu lassen dehn wir missen Haus B... schlosser Meister.“

So oder so.

Prinzipal nach vorgenommener Bücherbesichtigung zu seinem Buchhalter:

„Sie sind doch unverbesserlich. Immer geben Sie mir Veranlassung zum Aerger. Vorigesmal hatten Sie ein haarsträubendes Versehen gemacht.“

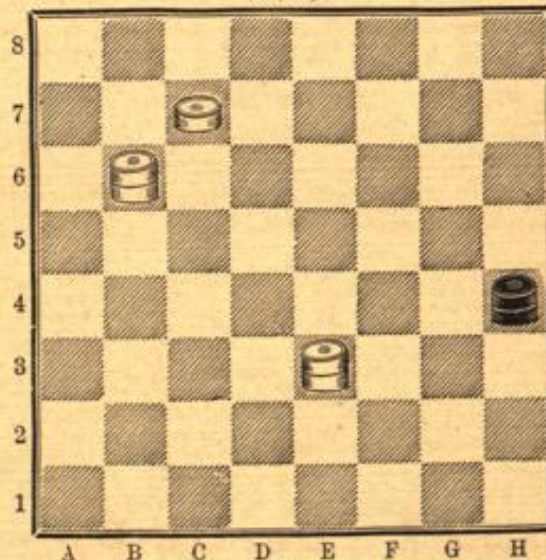
Buchhalter: „Aber diesmal ist doch alles in Ordnung.“

Prinzipal: „Das ist es ja gerade, was mich ärgert! Sehen Sie denn nicht ein, daß die Prüfung darum überflüssig war, daß ich also meine kostbare Zeit vergeudet habe!“

Damespiel.

Aufgabe Nr. 1.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 13, Seite 602 vorigen Jahrgangs:

- | Weiß. | Schwarz. |
|-----------------------------|-----------------|
| 1) B 4 - C 5 | 1) D 4 - H 6 +. |
| 2) E 3 - F 4 | 2) D 6 - B 6 +. |
| 3) A 5 - C 7 + und gewinnt. | |
| A. | |
| 1) D 2 | 1) D 4 - C 1 +. |
| 2) D 2 | 2) D 1 - B 6 +. |
| 3) A 5 - C 7 + und gewinnt. | |

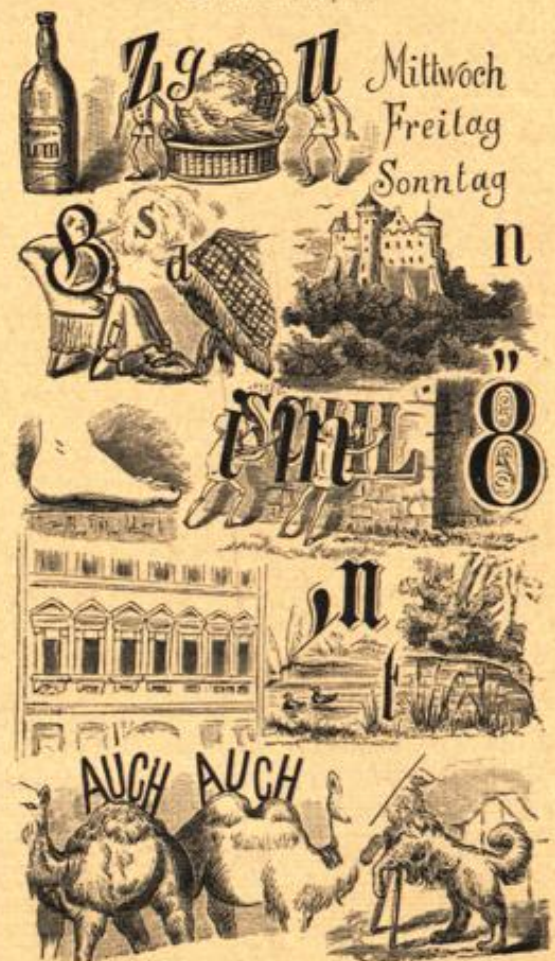
Auflösung des Rätsels Seite 27:

Ein Fach und Einfach.

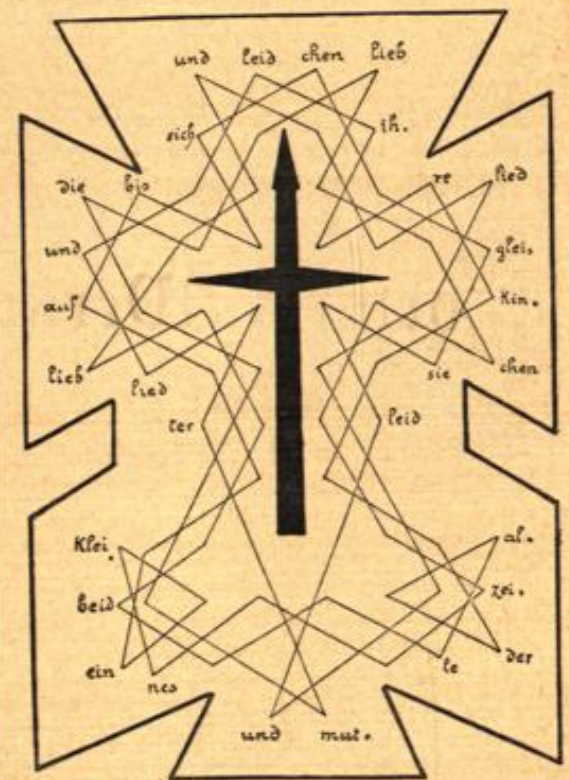
Auflösung des Bilderrätsels Seite 27:

Zoologie: Lama. — Botanik: Refeda. — Mineralogie: Diamant. Geschichte: Hannibal.

Bilderrätsel.

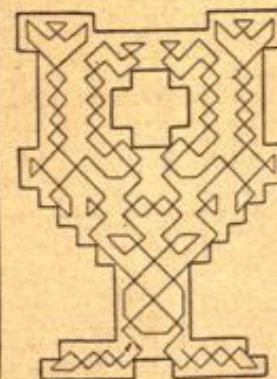


Bickjack.



Welchen Text ergeben die Silben des Bickjacks in der richtigen Reihenfolge verbunden?

Auflösung des Königsмаршes Seite 27:



Aus seiner Wiege dunkeln Schoße
Erhebt er im Krallengewand;
Verdäwelner Eintzucht volle Nase
Trägt er bedeutend in der Hand.
Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfürt,
Und tausend frohe Jungen sammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.
Er speist in ungezählten Strahlen
Sein inneres Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugefügt.
Er nahm als Geiß der gold'nen Zeiten
Von jeder sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeit
In trunken Liedern aufgethan.
Er gab ihm, seine Art zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund;
Und daß es keine darf ihm wehren,
Thut Gott durch ihn es allen kund.
Novall. Lob des Weins.

Neue Würfelspiele *)

von
M. Heymond.

IV. Quintessenz.

Dies Spiel wird sehr erfreuen.
Die sich vor großen Zahlen scheuen,
Weil dem, der es gespielt betreibt,
Zu zählen wenig übrig bleibt.
Der Würfel und der Würfel Zahl
Ist drei; dabei wird allemal
Eins von dem andern subtrahiert,
Bis nur die Quintessenz reht.
Wer mit dem größten Reiz beschwert,
Der wird durch einen Strich gerührt.

Beispiel:

- A wirft 2, 2, 5. Die 2 von der 5 ab, bleiben 3, davon die anderen 2 ab, bleibt 1.
2. Wurf: 3, 3, 3. Die vom 1. Wurf gebliebene 1 wird zunächst von 3 abgezogen, bleibt 2; dann 2 von 3, bleibt 1, endlich 1 von 3, bleiben 2.
3. Wurf: 3, 3, 4. Der letzte Rest 2 von 3 ab, bleibt 1; 1 von 4 bleiben 3, 3 von 3 bleibt 0.
A schreibt 0.
B wirft 2, 3, 4. 4 - 2 = 2, 3 - 2 = 1.
2. Wurf: 1, 1, 5. 5 - 1 = 4, 4 - 1 = 3, 3 - 1 = 2.
3. Wurf: 1, 5, 5. 5 - 2 = 3, 5 - 3 = 2, 2 - 1 = 1.
B schreibt 1.
C wirft 2, 5, 6. 6 - 5 = 1, 2 - 1 = 1.
2. Wurf: 2, 3, 3. 3 - 2 = 1, 3 - 1 = 2, 2 - 1 (dem vorherigen Rest) = 1.
3. Wurf: 1, 2, 6. 6 - 2 = 4, 4 - 1 = 3, 3 - 1 (dem vorherigen Rest) = 2.
C schreibt 2 und erhält den Strich.

*) Fortsetzung von Heft 26. Jahrgang 1888.

Kleine Korrespondenz.



Martin Andersen in Gothenburg (Schweden). Die deutsche Sprache verfügt über einen Schatz von ungefähr 80,000 Worten; wie viele davon Schiller und Goethe in ihren Schriften gebraucht haben, weiß vielleicht einer unserer Leser?

„Freudschändlicher Abonnent am Rhein“. Schmolli wird vielfach als eine Zusammensetzung von „Sis mihi molli“, das heißt „sei mir gewogen“ (freundlich gekostet) gedeutet.

Rathilde D. in Berlin. Unter Temperamalerie versteht man

jene, besonders im Mittelalter verbreitete Art der Malerei, bei der die gewöhnlichen Farben mit verdünntem Eiweiß und Lein aus gelösten Pergamentstücken vermischt und so mittelst des Pinsels aufgetragen wurden.

Anton Ramming in Wien. Senden Sie ein; wirklich gute Humoresken sind stets willkommen.
Kleine Witzbegierige in Cincinnati. Was „à la Daumont fahren“ sagen will, fragen Sie? Das heißt, daß der Wagen keinen Aufsteherbod hat, die Aufsteher reiten dabei auf den sogenannten Sattelstücken. Im weitem wünschen Sie zu wissen, was der deutsche Kaiser als solcher für Einkünfte hat? Als solcher gar keine, als König von Preußen hat er eine Zivilliste von 12,219,296 Mark.

Adolf Baumann in Zürich. „Eiserne Thor“ heißen mehrere Engpässe in Südeuropa, zum Beispiel in Siebenbürgen, am Rautschus. Die berühmteste dieser Engen ist die, welche bei Alt-Orfome von der Donau durchströmt wird. Der Strom ist dort 51 Meter tief und nur 117 Meter breit. Die Schnelligkeit der Strömung beträgt 3 bis 5 Meter per Sekunde. Die zahlreichen mächtige Wirbel machen die Schifffahrt sehr gefährlich. Der Name ist nur bildlich zu fassen: ein eisernes, das heißt schwer zu überwindendes Thor. Niemals hat es dort etwa ein wirkliches eisernes Thor gegeben.

„Mölein rot“ in Grefeld. Wir bedauern. Das Eingefandte eignet sich besser für irgend eine Hausfrauenzeitung.
Karl Weber in Carouge. Das Licht braucht, um von dem nächsten Stern zu uns zu gelangen, über vier Jahre. Wie lange es von dem am weitesten entfernten Sterne braucht, kann nicht konstatiert werden, da bis jetzt nur von einigen wenigen Sternen die Entfernung von der Erde ermittelt worden ist. Das Licht legt übrigens in einer Zeiteinheit durchschnittlich 42,000 Meilen zurück.

Lisbeth in Darmen. Die Ihnen noch nicht zugegangenen Hefte des vorigen Jahrgangs reklamieren Sie gefälligst nur bei der Buchhandlung, welche die früheren Hefte lieferte, und wenn das erfolglos bleibt, wenden Sie sich an eine andere dortige Buchhandlung. Der Jahrgang 1885 ist nicht im Preis ermäßigt, dagegen der Jahrgang 1884, den Sie broschürt jetzt für Mark 2.50 haben können.

K..... in Neustadt a./S. Das Eingefandte ist ganz schmerzhaft, paßt aber in seiner Form doch nicht recht in den Rahmen unseres Blattes.

„Die Fünf am runden Tisch“ in Köln. Besten Dank für Ihr freundliches Interesse. Der Vers, der übrigens so lautet:

„Nun geht die Welt aus Rand und Band,
Die Feste ziehn davon,
Und mit dem letzten Hausknecht schwand
Der letzte Possillon“.

ist aus Scheffels „Der letzte Possillon“. Junger Schachspieler in Lindau. Das Wort Gambit kommt aus dem Italienischen gambia, französisch jambe (Bein) und heißt also im weiteren Sinn ein Bein stellen; auf das Schachspiel angewendet, bedeutet es das Opfer eines Bauers, um einen Angriff zu forcieren und zwar in den ersten Zügen der Partie; gewöhnlich ist das Opfer des Bauerbauers gemeint, wonach man also Königs- oder Damen-Gambit unterscheidet.

Adolf L. in B.-P. Wenn Sie telegraphisch zu der Ordensverleihung gratulieren wollen, empfehlen wir Ihnen folgendes: Evangelium Matth. 2, 10.

H. van Leeuwen in Amsterdam. O ja; für eine Nervenscheidende können wir Ihnen den Auserhalt im württembergischen Schwarzwald mit gutem Gewissen anempfehlen und himmen auch in der Wahl des Ortes mit Ihrem ärztlichen Berater überein.

Edwin Dollert in München. Das Wort: „Allgemeine Regel über die Frauen: Es gibt keine“, ist von Cardou, nicht von Balzac. Oberlehrer D. in R. Für Ihre Zwecke können wir Ihnen die in Berlin erscheinende „Jfse“, Zeitschrift für naturwissenschaftliche Liebhaberinnen, Redakteur Dr. Karl Kuf, bestens empfehlen.

Hrn. C. R. in Bagdad. Das kann selbst der erfahrene

Adokat nicht vorher wissen, er kann nur sagen: er glaube an einen günstigen Ausgang.

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden u. sind uns zugegangen von: Fanny Mollen, Edinburgh; Georg Hausmann, Ulm; Anton Koller, Zürich; John Miller, Chicago; Oberlehrer W. in B.; „Das fidele Kleeblatt“, Heidelberg; Marie Klett, Wien; „Ein Deutschgebliebener“, Lyon; Hannchen Koesner, Berlin; Adolf Sternberg, Milwaukee; K. Thumbar, München; G. Friß, Ulm; G. Wendeler, Brunn; M. Gienberg, Prag.

Anfragen.

2) Wie kann man gelb gewordene Gummimäße reinigen?

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Sehr gute und billige Reise-Lektüre!

Wohlfeile Roman-Ausgaben

in elegant gehefteten Bänden,
für die Reise und für Daheim.

- In dieser Sammlung ist soeben neu erschienen: Preis
J. v. Dewart, Der Roman eines Hypochonders . . . M. 1.50.
J. v. Dewart, Nadina. Roman. 3 Teile in 2 Bdn. M. 2.50.
Felfer von Geyern (Gregor Samatow), Die Domschenke.
Roman M. 1.50.
H. v. Reichenbach, „Durch!“ Roman. 2 Teile in 1 Bd. M. 1.50.
H. Rosenthal-Bonin, Schwarze Schatten. Roman M. 1.50.
Carl Posmaer, Amazone. Roman. Mit einem Fortwort
von Georg Ebers . . . M. 1.50.

Die Sammlung enthält nur ganz gediegene Werke und zeichnen sich diese Ausgaben außerdem noch aus:
durch guten Druck und ihre elegante Ausstattung
überhaupt, dann durch ihre außerordentliche Billig-
keit, weshalb sie sich auch vorzüglich zur Anschaffung
für Volks-, Vereins-, Haus- und Familien-
bibliotheken eignen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes
und vorzüglich auf allen Bahnhöfen.

Auf Wunsch wird auch gegen Einfindung des Betrages die Expedition
von der unterzeichneten Verlagshandlung in Stuttgart vermittelt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Kleinste Inseraten-Akzise
bei Rudolf Mosse
Annoncen-Expedition
für sämtliche Zeitungen Deutsch-
lands u. d. Auslandes.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Ham-
burg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Inserations-Gebühren
für die
Annoncen-Expedition
für sämtliche Zeitungen Deutsch-
lands u. d. Auslandes.
1 M. Reichsmarkung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Ham-
burg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Soeben wurde ausgegeben die dritte Lieferung der neuen Subskription auf die

Illustrierten Klassiker-Pracht-Ausgaben:

Goethe's Werke.

Mit 1058 Illustrationen.

Herausgegeben

von
Professor Dr. Heinrich Dünker.

Mit Goethe's Porträt und Lebensabriss.

Dritte Auflage.

Vollständig in 90 Lieferungen à 50 Pfennig.

Schiller's Werke.

Mit 740 Illustrationen.

Herausgegeben

von
Professor Dr. J. G. Fischer.

Mit Schiller's Porträt und Lebensabriss.

Vierte Auflage.

Vollständig in 65 Lieferungen à 50 Pfennig.

Shakespeare's sämtliche Werke.

Eingeleitet und überlegt von

R. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt u. A.

Mit Shakespeare's Porträt und Biographie.

Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.

Sechste Auflage.

Vollständig in 60 Lieferungen à 50 Pfennig.

Diese neuen Subskriptions-Ausgaben erscheinen wie die früheren in Lieferungen zum Preise von à 50 Pfg., und zwar Goethe's Werke in 90 Lieferungen, Schiller's Werke in 65 Lieferungen, Shakespeare's Werke in 60 Lieferungen. — Alle 14 Tage werden eine bis zwei Lieferungen ausgegeben. — Jedes der drei Werke kann apart bezogen werden. Bestellungen hierauf nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jede mit einer solchen in Verbindung stehende Buch- oder Agentur entgegen. Jede irgend wünschenswerte weitere Auskunft über Bezug in Lieferungen, in Bänden, wegen Expedition nach fremden Ländern und dergleichen wird jede Buchhandlung, erforderlichenfalls auf direkte Anfrage auch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart, mit Vergnügen erteilen; letztere ist auch gerne bereit, illustrierte Prospekte an aufzugebende Adressen zu versenden. Die erste Lieferung wird von jeder Buch- und Kunsthandlung auf Verlangen zur Einsicht ins Haus gesandt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Arthur Seydarth,
Köstritz, Deutschland.
Zucht- u. Engros-Versand-Etablissement
für Renommir-, Luxus-, Salon-,
Jagd- und Sportthunde!
Spezialitäten: Deutsche Kolossal-
Doggen, engl. u. deutsche Mastiff, Dä-
nische Doggen, Bull-Doggen, Bergthunde,
Neufundländer, Schäferhunde, Angora-
pudel, Terrier, Möpse, Löwen-Spitzer,
Malteser, Pinscher, Rattler, deutsche
Vorsteherhunde, Setter, Pointer,
Schweizer-, Dachs-, Brakier- u. Foxhunde,
engl. u. pers. Windhunde etc. Album
prämiierter Hunde-Rassen mit 50 künstl.
Abbildungen 50 Pfg. „Der Hund“, seine
Erziehung, Pflege und Dressur 5 A.
Export nach allen Welttheilen!
Illustr. Preisverzeichnis franko!

Buchführung!
Gründliche
Ausbildung
brieflich
Heft 1.
In einfacher,
amerikanischer u.
doppelter Buchführung
Correspondenz, Rechnen, Conto- und
Jede Schrift wird schön!
Verlangen Sie Prospect u. Probebrief
oder Probe-Lektion für Schönschrift.
F. Simon, Abtheilung für brieflichen
Unterricht, Berlin SW. 48.
Süßrahm-Cafel-Gutter
verfendet Postkarte von Netto 5 Pfg. für 3 A.
Netto 8 Pfg. für 8 A. fto. exp. Nachn.
H. Hemmerling, Aerfort bei Trier.

Billigste, kürzeste und bequemste Route.
Berlin-Kopenhagen
über
Warnemünde-Gjedser
täglich { aus Berlin 8⁰⁰ Mg., in Kopenhagen 8⁰⁰ Ab. } täglich
{ aus Kopenhagen 8⁰⁰ Mg., in Berlin 8⁰⁰ Ab. }
Einfache Billets: I. Klasse 39.90 M. II. Kl. 30.80 M. III. Kl. 20.30 M.
Retour-Billets: I. „ 59.80 „ II. „ 46.50 „ III. „ 30.60 „
Dauer der Seefahrt nur zwei Stunden.
Echte Briefmarken! Billets
5 Egypt. 20 Pfg. 3 Belg.
40 Pfg. 5 Argent. 25 Pfg. 5 Arg.
30 Pfg. 6 Belg. 20 Pfg. 5 Belg.
25 Pfg. 6 Belg. 15 Pfg. 6 Belg.
gar. 20 Pfg. 6 Belg. 30 Pfg. 6 Belg. 25 Pfg. 5
Gefähr. 50 Pfg. 5 Cuba 30 Pfg. 4 Cuba 40 Pfg.
6 Belg. 20 Pfg. 6 Belg. 20 Pfg. 4 Belg. 40 Pfg.
4 Belg. 30 Pfg. 2 Belg. 30 Pfg. 5 Belg. 50 Pfg.
5 Jamaica 20 Pfg. 6 Belg. 20 Pfg. 6 Belg. 20 Pfg.
6 Belg. 20 Pfg. 2 Belg. 30 Pfg. 8 Belg. 20 Pfg.
6 Belg. 20 Pfg. 5 Belg. 40 Pfg. 6 Belg. 20 Pfg.
6 Belg. 20 Pfg. 5 Belg. 25 Pfg. 4 Belg. 40 Pfg.
4 Belg. 25 Pfg. 3 Belg. 40 Pfg. 4 Belg. 40 Pfg.
30 Pfg. 10 Belg. 25 Pfg. 4 Belg. 30 Pfg. 6 Belg.
40 Pfg. 6 Belg. 25 Pfg. 10 Belg. 20 Pfg. 5 Belg.
15 Pfg. 3 Belg. 50 Pfg. 30 Belg. 40 Pfg.
4 Belg. 40 Pfg. 6 Belg. 20 Pfg. 6 Belg. 20 Pfg.
20 Pfg. 3 Belg. 25 Pfg. 4 Belg. 30 Pfg. 30 Pfg. u.
alle vorsehen. Preisl. grat. Illustr. Katalo-
g 30 Pfg. E. Mayn, Berlin, M. 24
Friedrichstr. 108. (Ging. Johannstr. 23.)

Wetterfeste
Anstrichfarben
Patentirt. — Främiert.
Musterb. Atteste. grat.
Probeküchen M. 2.50
Altheimer's Nachf.
Farbenfabrik.
München X.
Fabrik für die österreichisch-ungarische
Kronarch. Ludwig Christ, Linz a./D.
Java-Kaffee.
Feiner blauer Java-Kaffee Mark 11.50.
Feiner gelber Java-Kaffee „ 10.50.
Feiner kräftiger grüner Java „ 10.00.
Reinwandend „ 9.50.
Bakete netto 4 1/2, Kilo frei verzollt gegen
Nachnahme bei
J. A. Gosselowsky, Colmarium, Holland.
Rheinwein.
Gegen Einfindung von M. 30 versende mit
Faß ab Hier 50 Liter selbstgefilterten
guten und
Weißwein, für
abgelagerten
absolute Reineinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rhein.

Stottern
etc.
heilt gründl. Rudolf Denhardt's Anhalt in
Eisenach (früher Burgtheater) Eingel.
Anhalt Deutschl., die mehrfach künstl. auf-
gezeichnet. Sonare nach Heilung. Prosp. grat.

Speisen-Schränke
Dresden
Fabrik
Lager
Eisen
Speisen
Schränke
Speisen
Schränke
Speisen
Schränke

